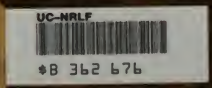
PF
5491
G7



Digitized by Google

Otto Bremer
23.53.

Google

de la part de Mr Gredt, sous directeur de Mr Kohler hommage rendu par le Dr Hoff

Königlich-Großherzogliches Athenäum zu Luxemburg.

Programm,

herausgegeben am

Schlusse des Schuljahrs 1870-1871.

UNIV. OF CALIFORNIA

ATHÉNÉE ROYAL GRAND-DUCAL DE LUXEMBOURG.

PROGRAMME,

PUBLIÉ A LA CLÔTURE

DE L'ANNÉE SCOLAIRE 1870-1871.

Luxembourg.
Imprimerie de Pierre BRUCK.
1871.

Digitized by Google

PF5491
G7

UNIV OF
CALIFORNIA

BREMER

Digitized by Google

Die

LUXEMBURGER MUNDART.

UNIV. OF CALIFORNIA

IHRE BEDEUTUNG UND IHR EINFLUSS

auf

VOLKSCHARAKTER UND VOLKSBILDUNG.

Von

Dr N. Gredt,
Subdirector am Athenäum.

Einleitung.

Die wissenschaftliche Behandlung, welche in letzter Zeit den deutschen Mundarten zu Theil geworden, die vielen poetischen Erzeugnisse, die aus dem frischen lauteren Bronnen des Volkslebens entstanden, konnten nicht verfehlen, die regste Aufmerksamkeit auf die lang verkannten Mundarten zu ziehen und deren Werth und Bedeutung für Volk und Schriftsprache unverkennbar hervortreten zu lassen.

Nachdem die mittelalterlichen Dichtungen mit dem Erlöschen des reichen nationalen Lebens Deutschlands verklungen, war auch Sprache und Dichtkunst dem tiefen Verfall anheimgegeben; und wenn auch eine zweite Blüte unserer Literatur, die sich vorzüglich an die Klassiker des Alterthums anlehnte, den hochdeutschen Dialekt, welcher seit dem 16. Jahrhundert allgemeine Sprache des deutschen Volkes, sogenannte Schriftsprache geworden war, scheinbar auf den höchsten Gipfel des Glanzes gebracht, so ignorirte man doch lange Zeit gänzlich die nahrunggebenden Quellen, den direktsten Erguss des nationalen Lebens. Der Baum stand zwar kräftig, doch die Wurzeln würdigte man keiner Pflege; man dachte sogar daran, dem Volke seinen eigensten Laut zu rauben, die Mundarten als Hemmnisse der Büchersprache auszurotten und ihnen die farblose Schriftsprache zu substituiren. Erst als die *romantische* Schule, in ihrem Streben sich von dem klassischen Gängelbande

M99513

Digitized by Google

der Alten loszureissen, wieder zu den echt nationalen Tiefen des Mittelalters zurückkehrte und die Dichtungen der mittelhochdeutschen Periode aus dem Staube hervorzog, um sie sich zu Mustern zu nehmen: da leitete das Studium dieser kostbaren Schätze und der in ihnen enthaltenen Sprache, der Mundarten der früheren Zeit, naturgemäss auf die Beachtung der jetzigen Mundarten, und die Untersuchung derselben ergab eine reiche Ausbeute für Sprachforschung, Geschichte und Ethnographie. Die Romantiker — und dies ist eines ihrer Hauptverdienste — belebten das Studium der deutschen Alterthümer und legten den Grund zu einer neuen Forschungsweise auf dem Gebiet der Sprache und Literatur, nämlich zu der vergleichenden Sprachwissenschaft. „Dass die vergleichende Grammatik eine Aufgabe unseres Jahrhunderts sei, beweisen uns die vielen und bedeutenden Bestrebungen, die auf diesem Feld neuerlich hervorgetreten sind, und die der früheren Sprachbehandlung gegenüber mit Recht als eine völlig neue Disciplin betrachtet werden dürfen... Glücklicher Weise traf mit diesen Bestrebungen das wiedererweckte Studium des Mittelalters im nördlichen Europa zusammen, und was auf diesem Felde Raynouard für den romanischen und besonders Grimm für den gothischen Sprachstamm geleistet haben, ist für die Sprachtheorie als ein unerschöpfliches Material zu betrachten.“ [1])

Ein Blick auf P. Trömel's Literatur der deutschen Mundarten (1854), das 446 Werke umfasst, wozu die Monatsschrift: Die deutschen Mundarten, herausgegeben v. Dr. K. Frommann, (6 Jahrgänge, 1854-1859) zahlreiche Ergänzungen und Berichtigungen hinzufügt, mag uns von der Pflege überzeugen, der sich nun schon die deutschen Mundarten von Seiten der Dichter und Forscher erfreuten: es sind dies theils wissenschaftliche Arbeiten anerkannter Gelehrter, grammatikalische Bearbeitungen verschiedener Mundarten, Wörterbücher u. s. w., theils Werke verdienstvoller Dialektsdichter und Sammlungen mundartlicher Dichtungen.

Unter allen deutschen Mundarten ist die luxemburgische wol diejenige, welche sich den wissenschaftlichen, sprachlichen und ethnographischen Forschungen der deutschen Gelehrten am hartnäckigsten verschloss. Durch Herausgabe unserer Weisthümer [2]) hat Hr. Staatsarchivar *Hardt* luxemburgischerseits das erste kostbare Scherflein zum Gesammtschatz deutscher Alterthümer beigetragen. Ein unabsehbares Feld bleibt indess noch zu bearbeiten: unsere Sitten und Sagen haben noch keinen sachkundigen Sammler gefunden; was von ihnen in Volkes Mund noch lebt, schwindet immer mehr dahin; mythologische Anklänge in Sprichwörtern, Redensarten, Sitten und Bräuchen werden immer seltener, und fremde Zunge wirkt immer verheerender auf unsere kräftige Mundart ein. Gleichzeitig mit fast allen übrigen Alterthumsgesellschaften Europas war auch unser verdienstvoller archäologischer Verein vorerst an die Erforschung unserer keltischen und römischen Vorzeit gewiesen und konnte den eigentlich deutschen Alterthümern unseres Vaterlandes bisher nicht die gewünschte Pflege angedeihen lassen, zumal auch im übrigen Deutschland die Aufmerksamkeit der Forscher erst durch die Gebrüder Grimm auf diesen Zweig der Archäologie gelenkt worden.

Die anregenden Arbeiten eines *Hardt* und *Klein* über unsere Mundart fanden in Ermanglung kundiger Beurtheiler nicht die verdiente Würdigung und blieben als philologische Abhandlungen

[1]) Rapp, Versuch einer Physiologie der Sprache, 1836-1841, I, Vorr. III.

[2]) Luxemburger Weisthümer, als Nachlese zu J. Grimm's Weisthümern, gesammelt und eingeleitet v. Hardt, Regierungsarchivar in Luxemburg. Luxbg., Bück 1868.

Digitized by Google

vom grossen Publikum unbeachtet, woher es denn kommen mag, dass, trotz der schlagendsten und gediegensten Beweisführungen, jene Schriften nicht im Stande waren, den verschmähten Dialekt zu rehabilitiren oder auch nur die plumpen Vorurtheile zu verdrängen, welche in Bezug auf denselben in manchen Kreisen im Schwange sind. Vielfach heisst es, wir Luxemburger sprächen ein verdorbenes Hochdeutsch und besser wäre es, unsere Mundart ganz zu unterdrücken, um die hochdeutsche Schriftsprache oder wol gar das Französische aufzuzwängen. Glücklicher Weise kann's nur beim frommen Wunsche bleiben; denn nur mit dem Volke märzt man seine Sprache aus, das Volk aber hat ein zähes Leben. Ähnliche Stimmen erhoben sich im übrigen Deutschland im vorigen und sogar noch in diesem Jahrhundert, um das Plattdeutsche als Hemmniss der Bildung und Hinderniss der Büchersprache zu unterdrücken; und doch blüht heute noch kräftig dort Volksleben und Volkssprache. Verkennen dürfen wir jedoch nicht, dass auch wir, trotz aller ungünstigen Umstände, der deutschen Strömung doch nicht so ganz fremd geblieben sind. Obgleich wir theilweise als entfernt liegendes Grenzland von Deutschland vernachlässigt wurden, theilweise aber auch uns selbst dem fremden Laut und Brauch huldigend entgegenneigten, hat unsere Mundart dennoch einige Pflege gefunden, sowol bewusst in wissenschaftlicher Behandlung durch die beiden obengenannten Männer, als auch unwillkürlich in mundartlichen Dichtungen, indem das frische Volksleben der Hindernisse ungeachtet durchbrach — *eins* aber ist bis jetzt nicht geschehen: *den heimatlichen Laut hat man nicht im geringsten für die Volksbildung verwerthet, so wie man bei der Alterthums- und Geschichtsforschung unsere Sprache bisher nicht ausgebeutet hat.*

In allgemeinen Umrissen habe ich eben flüchtig berührt, worüber meine Abhandlung sich nun weiter erstrecken soll; freilich wird manches unterlaufen müssen, was anderwärts auffallen mag, was aber hierlands keineswegs vorausgesetzt werden darf.

I.

Die deutschen Mundarten im Allgemeinen. — Die luxemburger Mundart.

1. „Ein Denkmal steht noch mitten unter uns, zwar mannigfach erschüttert und beschädigt, aber noch fest und ungebrochen, reich an Erinnerungen an die Vergangenheit, ein lebendiges Zeugniss unserer Herkunft, unserer Nationalität, unseres innersten Wesens. Dieses Denkmal ist unsere Sprache." So der treffliche, für die Wissenschaft leider allzufrüh hingeschiedene *Klein*. [1])

Dieses Denkmal gründet tief in der Urvergangenheit unseres Volkes und gipfelt in der Gegenwart noch lebenskräftig empor. Nur unsere Sprache vermag die Räthsel unserer Geschichte zu lösen und, wohin wir durch Überreste von Denkmälern und Waffen nicht gelangen, uns an des Volkes Quelle zu geleiten.

Der Dialekt ist unsere eigentliche Muttersprache; er bildet im Verein aller deutschen Dialekte die Grundlage der Schriftsprache, die aus ihnen, wie aus lebendigen Wurzeln, stets neue Kraft gewinnt. Dialekt und Mundart haben zunächst ein grösseres Recht, Sprache genannt zu werden, als

[1]) Die Sprache der Luxemburger, Luxemb., Bück, 1855.

Digitized by Google

die konventionelle Büchersprache. Natürlich bleibt dieser letzteren in sofern der Vorrang unbenommen, als sie alle Elemente der mannigfaltigen deutschen Eigenthümlichkeit zu einem harmonischen Ganzen erfasst und so zur Vertreterin aller deutschen Stämme geworden. Die Gebildeten der Nation bedienen sich der neuhochdeutschen Schriftsprache, das Volk aber spricht seine Mundart.

„Die Sprache", sagt Grimm, „wie das Volk in Gaue und Hunderte, der Baum in Äste und Zweige, zerfällt in Dialekte und Mundarten... Dialekte sind grosse, Mundarten kleine Geschlechter." [1])

2. Im Mittelalter begegnen wir im eigentlichen Deutschland im Norden dem sächsischen Dialekt, der aber immer mehr sank, und im Süden, in scharfem Gegensatz zu dieser niederdeutschen Zunge, der oberdeutschen Sprache der Franken, Alamannen und Baiern, die im Zeitalter der Hohenstaufen von der sächsischen weichere Elemente aufnahm und sich als sogenannter altschwäbischer Dialekt entwickelte; am Ende des 15. Jahrhunderts trat dieser zugleich mit dem reichen nationalen Leben Deutschlands zurück, während im 16. Jahrhundert der neuhochdeutsche Dialekt entstand, der im 18. schon als Schriftsprache allgemein herrschend war. „Alle Mundarten und Dialekte entfalten sich vorschreitend und je weiter man in der Sprache zurückschaut, desto geringer ist ihre Zahl, desto schwächer ausgeprägt sind sie." [2]) So treten denn auch heute in reichem kräftigem Leben Deutschlands Dialekte uns entgegen, zwar noch geschieden wie ehemals in ober- und niederdeutsche Zunge, aber innerhalb dieser Grenzen in mannigfaltiger Entwicklung. Sie sind nicht die Überreste mittelalterlicher Sprache, von der sie vorschreitend sich immer mehr entfernen; ihre heutige Gestalt ist vielmehr wesentlich modern, wovon man sich durch Lesung mittelalterlicher Schriften leicht überzeugen kann. Die luxemburger Mundart ist wie alle fränkischen unter dem Einfluss des Schwäbischen und Niederdeutschen zu ihrer heutigen Bildung gelangt. Auch ergibt sich aus der Geschichte der Sprache, dass unsere Mundarten nicht im Strom der neuen Bildung verschwinden werden, vielmehr einen beständigen Einfluss auf das Neuhochdeutsche ausüben. [3])

3. Demnach treten uns zwei grosse Sprachgruppen entgegen: die ober- oder hochdeutschen und die nord- oder niederdeutschen Dialekte. „Die Grenze beider wird bei Abschluss der Völkerwanderung schon ebenda gelaufen sein, wo noch heute, von der Mündung der Roer und der Sieg östlich nach dem Harz hinauf." [4]) Die niederdeutschen Dialekte umfassen: 1. das Niederrheinische (Niederfränkische), 2. das Niedersächsische und 3. das Preussische. Die oberdeutsche Sprache zerfällt in vier grosse Gruppen. Eine Linie von Regensburg nach Karlsruhe und deren Verlängerungen nach den Grenzen deutscher Zunge scheiden ober- von mitteldeutschen Stämmen; eine zweite Linie von den Quellen des Lech, dessen Lauf verfolgend in der Richtung zur Regnitz, theilt das Gebiet in vier Kreise. Im Südwesten herrscht der alemannische Dialekt, im Südosten der baierische, der ausser diesem Theil Baierns die deutschen Länder der österreichischen Monarchie umfasst; der Nordwesten begreift die fränkische Zunge, der Nordosten den obersächsischen oder oberpfälzischen

[1]) Gesch. d. deut. Spr., 2. Aufl., II, 575.
[2]) Ebend. II, 578.
[3]) Vgl. Rapp a. a. O., V, § 142.
[4]) W. Wackernagel, Gesch. der deutschen Lit., § 14.

Digitized by Google

(auch ostfränkischen) Dialekt. Die beiden mitteldeutschen Kreise, als an das Niederdeutsche grenzend, enthalten die grösste Mannigfaltigkeit der Mundarten. Ich gebe nachstehend eine Übersichtstabelle des oberdeutschen Dialekts:

Oberdeutschland. (Unter der Donau.)
- *A.* Alemannisch.
  1. Schweizerisch.
  2. Elsässisch.
  3. Schwäbisch.
- *B.* Baierisch.
  1. Baierisch.
  2. Österreichisch.
  3. Tyrolisch.

Mitteldeutschland. (Ober der Donau.)
- *A.* Fränkisch (West- oder Rheinfränkisch) mit seinem Übergang zum Niederrheinischen: dem Mittelrheinischen.
- *B.* Obersächsisch (Ostfränkisch oder Oberpfälzisch.)

Nach Rapp lässt sich mit Sicherheit der Umkreis folgender bedeutenderer Städte als dem fränkischen Organ angehörend betrachten: Luxemburg, Trier, Zweibrücken, Weissenburg, Speier, Worms, Heidelberg, Mannheim, Darmstadt, Mainz, Frankfurt, Wiesbaden, Wetzlar, Fulda, Hanau, Aschaffenburg, Mergentheim, Würzburg, Ansbach, Erlangen, Bamberg, Schweinfurt, Koburg und Baireut. [1])

4. Ursprünglich waren die Franken, die zuerst als Bewohner des Niederrheins erscheinen, eine niederdeutsche Nation und ihre Sprache niederdeutsch. Sie drangen immer mehr nach Süden vor, und schon nach Chlodwigs Tod (511) hatten dessen vier Söhne, Beherrscher des noch vereinigten fränkischen Reiches, ihre Sitze in Metz, Orleans, Paris und Soissons und erweiterten das Reich nach Süden durch Besiegung oberdeutscher Stämme. Die Sprache dieses Stammes erleidet nun wesentliche Abänderung und nähert sich allmälig mehr dem Oberdeutschen. „Die Franken, wie sie vom Niederrhein gekommen, mischen die Eigenheiten beider (nämlich der nieder- und oberdeutschen Zunge): in den Vokalen und den Zungenlauten folgen sie der niederdeutschen, in der Liebe zu Kehlhauchen der oberdeutschen Art, ja überbieten diese noch an Rauhheit.“ [2]) Vom sechsten Jahrhundert ab war der Franken Herrschaft in Oberdeutschland festgegründet, und die nun beginnende althochdeutsche Zeit bis zum Ende des elften Jahrhunderts war wesentlich eine Literatur des Frankenreiches. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist auch die obersächsische Sprache zunächst auf das Fränkische zurückzuführen, da nach Besiegung der Wenden fränkische Kolonisten in Obersachsen ansässig wurden.

Die luxemburger Mundart ist, als der fränkischen Zunge angehörend, wesentlich hochdeutsch; und wenn auch die 10,000 Sachsen, welche Karl der Grosse gegen das Jahr 804 zwischen Maas

[1]) S. hierüber Näheres: Rapp a. a. O., IV, §§ 144, 145, 161; Frommann, die deutschen Mundarten. I. Jhrg. 18, 153, 154.

[2]) Wackernagel a. a. O., § 14.

Digitized by Google

und Rhein verpflanzte, uns neue niederdeutsche Elemente zuführten, so hörte doch der hochdeutsche Dialekt nicht auf, den Grundcharakter unserer Sprache zu bilden. Ungefähr auf demselben Wege entstand die neuhochdeutsche Schriftsprache: durch Aufnahme weicherer niederdeutscher Elemente in die vollere, rauhere oberdeutsche Eigenthümlichkeit. So steht denn unsere Mundart der jetzigen Büchersprache sehr nahe, wenn nicht, wie ihre fränkischen Schwestern, am nächsten von allen oberdeutschen Dialekten. [1])

Um den gedrängten Gang der Abhandlung nicht zu stören, verweise ich die Übersicht der charakterischen Merkmale des fränkischen und speciell des luxemburger Dialekts in den Anhang I, so wie eine vergleichende Zusammenstellung der luxemburger mit der Frankfurter Mundart.

5. In rein philologischer Beziehung haben sich Herr Staatsarchivar *Hardt*, früher Professor, (Vocalismus der Sauermundart, Progr. v. Echternach, 1843), und der verstorbene *Klein*, (Die Sprache der Luxemburger, 1855, recensirt in „die deutschen Mundarten", 2. Jahrg. p. 525), mit unserem Idiom beschäftigt, beide hochherzige Männer, die, sich über Vorurtheil hinaussetzend, der Verachtung des Mutterlautes siegreich zu begegnen und die Vernachlässigung desselben, so viel in ihren Kräften stand, wieder nachzuholen suchten. Diese Männer haben in unserem Vaterlande eine Bahn gebrochen, auf der allein unser Volk zum entschiedenen Nationalbewusstsein, zum wahren Patriotismus, zur tüchtigen geistigen und sittlichen Entwicklung gelangen kann. Seither erfreute sich auch unsere Dialektpoesie einer grösseren Pflege, und unsere Dialektsdichter haben gezeigt, dass unsere Mundart nicht allein dem Rauhen und Trivialen, sondern auch dem Zarten und Edeln Ausdruck zu leihen vermag.

Ausführlicher als Hr. *Hardt*, hat sich *P. Klein* mit dem Gegenstande befasst und ihn von allen Seiten zu beleuchten gesucht. Wenn Hr. *Hardt* noch 1843 schreiben musste: „Ob die luxemburgischen Mundarten diese Vernachlässigung und Hintanstellung verdienten, wüsste ich eben nicht; der Grund davon ist ein ganz anderer, doch möchte er beleidigen und darum lieber still! — Über Nutzen und Zweck derartiger Arbeiten mich auszulassen, um vielleicht einem Hohnlächeln, einem mitleidigen Achselzucken oder gar noch etwas Schlimmerm durch eine vorläufige Antwort zu begegnen, hielt ich für vergebliche Mühe: wird doch so vielem das Prädikat *unnütz* beigelegt, weil es eben nicht augenfällige Vortheile abwirft;" — so rügte Klein 12 Jahre später mit scharfen Ausdrücken diese Vernachlässigung und Verachtung unseres Mutterlautes, unseres innersten Wesens, unserer Nationalität, das entwürdigende Liebäugeln mit dem Fremdländischen. [2]) Mit Liebe und Wärme hat sich dieser

[1]) Vgl. Rapp a. a. O., IV, § 161.

[2]) „Die deutsche Sprache", sagt er in seiner angeführten Schrift, S. 88, „beginnt sich im Volke immer mehr Geltung zu verschaffen. Diejenigen unter den Gebildeten, die den Muth haben sich über das fremde Modewesen hinauszusetzen, lernen ihre Muttersprache immer mehr würdigen und sehen ein, dass nur Unwissenheit, Leichtsinn oder hohle Ziererei eine Sprache verschmäht, auf die wir mit Recht stolz sein dürfen. Der alte deutsche Sinn thut sich kund in allem, was von dem Volke selbst ausgeht. In allen seinen Verhandlungen, in seinen Vereinen ist die deutsche Sprache die vorherrschende. Dies erstreckt sich sogar auf die Hauptstadt, die doch den Modewust der Ausländerei am sorgfältigsten bewahrt und am meisten dazu beiträgt *den alten luxemburger Charakter* zu Grunde zu richten. Denn hier wird der Fremdling, der sich seit langem bei uns eingenistet, und von jeher gestrebt hat

Digitized by Google

Mann seinem Stoffe hingegeben, und was anderen nur gemeine Mundart scheint, war ihm das Kostbarste, was unser Volk aufzuweisen hat. [1])

II.

Mundart und Schriftsprache.

6. Schon aus dem bisher Gesagten erhellt die Bedeutung der Mundarten für die deutsche Gesammtsprache, die, aus ihnen entstanden, jetzt formell vollendet vor uns steht und sich zurückversenken muss zu ihren Wurzeln, um sich durch reichen Wortschatz und lebendigen Volkston und Ausdruck neu zu fortschreitender Zukunft zu beleben. [2]) Angesichts der Thatsache, dass aus sämmtlichen Dialekten eine Gebildetensprache erblüht ist, die von allen deutschen Stämmen verstanden wird und dieselben zusammen hält, hat Rapp's Behauptung nichts Auffallendes, dass „unsere Schriftsprache in der nächstkünftigen Redaktion unseren Dialekten ähnlicher sehen wird als der jetzigen Schrift"; und dies kann nur zu ihrem und der deutschen Völker Vortheil geschehen: denn einerseits hegt besonders die oberdeutsche Zunge noch eine Fülle von Elementen, die, einmal in die Schriftsprache aufgenommen, dieser ein grösseres, allgemeineres Nationalgepräge geben werden; andrerseits wird der Mundarten Verhältniss zur Schriftsprache ein viel innigeres werden, ohne dass dadurch die Selbständigkeit der ersteren gefährdet würde, selbst nicht in dem Fall, dass die Büchersprache einen grösseren Einfluss auf die Mundarten ausübte. Ist es doch eine Verbindung gleichartiger Elemente, die durch ihre Assimilation unmöglich eine unnatürliche Schöpfung hervorbringen können! So wie es von jeher war, wird es auch in Zukunft bleiben — es besteht ein Antagonismus sowol zwischen den nachbarlichen Dialekten als auch zwischen Dialekt und Schriftsprache; aus diesem Antagonismus, der an sich nichts Feindliches hat, gehen die Dialekte nur um so reicher und mannigfaltiger hervor, obgleich hie und da ein trefflicher Ausdruck verschollen sein

durch glattes, schimmerndes Äussere uns abtrünnig zu machen von der *kernigen Sinnesart* unserer Väter, mit Liebe gehegt und mit Sorgfalt grossgezogen. Hier bestehen noch die Kreise der sogenannten höheren, gebildetern Gesellschaft, die, selbst wenn sie das Banner der Volksthümlichkeit ausstecken, sich dennoch zu vornehm dünken die Sprache ihrer Väter zu reden; die den Vorschlag, das ausländische Unwesen abzulegen und mehr innere Gediegenheit als äussere Glanztünche zu erstreben, mit ironischem Lächeln und bemitleidendem Achselzucken erwiedern würden. Doch sie werden in unserm Lande dem Geist der Zeit, der überall das Nationale, Volksthümliche zur Geltung zu bringen sucht, kein Hinderniss sein. Bald wird kein Deutsch-Luxemburger mehr nach einer fremden Sprache greifen, wenn er seine eigene Muttersprache zu gebrauchen weiss, die an Reichthum, Kraft und männlichem Wohlklang keiner andern nachsteht."

[1]) Für den Grammatiker gibt es eben so wenig etwas Gemeines als für den Naturforscher. Der gebildete Mensch kultivirt seine Sprache nach bekannten Regeln, der Grammatiker hat da nichts zu lernen; der gemeine Mann, der seine Mundart passiv überkommt, nicht darüber reflektirt, wird dadurch eine lebendige Quelle der Tradition. Rapp in Frommann's „Die deutschen Mundarten", II. Jhrg., 102.

[2]) Die wissenschaftliche Bearbeitung des alten Schriftthums zeigt die Grundlage und Entwicklungsgeschichte unserer Sprache, — und das vergleichende Sprachstudium bringt die Gesetze der Genesis der Sprachen überhaupt zum Bewusstsein und die Konsequenzen daraus für die unsere. Insbesondere aber dürfte die Aus- und Durchforschung der deutschen Mundarten von tiefstem Einfluss für die lebendige Fortbildung unserer Sprache sein. Frommann, die deutschen Mundarten, I. Jhrg., 6.

Digitized by Google

mag, und manches Bild, manche Wendung der Dialekte verloren geht.[1]) Wo aber der Kampf einen wirklich feindlichen Charakter annimmt, ist vielmehr an den Grenzen gegen die fremde Zunge, und hier gilt es, mit allem Patriotismus und der natureigenen Zähigkeit der Völker, ihre Eigenthümlichkeit preiszugeben, sich gegen das Fremdländische zu sträuben, wenn es nicht möglich ist, siegreich aufzutreten.[2])

7. Die Verschiedenheit der deutschen Mundarten untereinander ist mannigfaltig, doch stehen sie in demselben Verhältniss wie Spezies zu Spezies innerhalb des umfassenden Genus; jede Mundart hat ihre Geschichte und Selbständigkeit, ohne dass die engste Verwandtschaft unter ihnen aufgehört hätte. In dieser Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit mag der Charakterzug des deutschen Volkes, sich politisch in Stämme zu zersplittern, seine Erklärung finden. Dürfen wir uns, der Zerfahrniss deutscher Kräfte gegenüber, glücklich preisen, dass eine reiche, vollendete Gesammtsprache aller Stämme Geist umfasst, so ist es für die geistigsittliche Entwicklung des deutschen Volkes nicht weniger vortheilhaft, dass durch die Mannigfaltigkeit der deutschen Völkerstimmen eine Centralisirung deutscher Bildung unmöglich ist. Es ist ein grosses Unglück für eine Nation, alle Stämme in die gleiche, langweilige Jacke zu stecken. Die Schriftsprache sei immerhin für die deutschen Völker „das Band der Herkunft und Gemeinschaft", aber zu Hause lasse man ihnen die gemüthliche Mundart. Es wäre wenig praktisch, die Mundarten zu verdrängen und durch die Schriftsprache zu ersetzen, abgesehen dass dies kein so leicht Stück Arbeit wäre. Auf dem sprachlichen Gebiet darf nichts gewaltsam geschehen; was reif zu sterben ist, wird ohnehin sterben; was aber noch Lebenskraft birgt, soll der Pflege nicht baar gehen. Zudem bleibt zu bedenken, dass in der Volksbildung die Mundarten naturgemäss zur Schriftsprache überleiten, ohne das Individuum von den dialektischen Errungenschaften loszutrennen; dass sie ferner, abgesehen von ihrem sprachlichen und historischen Werthe, am besten den Nationalcharakter bewahren und die Schriftsprache selber durch den beständigen Konflikt der Formen in nie absterbender Jugendfrische erhalten.

Die vielfach noch sehr verbreitete Ansicht, als seien die Mundarten nur ein verdorbenes Neuhochdeutsch, ist wol keiner weiteren Widerlegung werth, da sie auf völliger Unkenntniss der Geschichte der deutschen Sprache beruht; bedarf es doch kaum der Bemerkung, dass die Dialekte nicht ein durch die Zunge des Volkes verdorbenes sogenanntes Hochdeutsch (wie man die Schriftsprache häufig bezeichnet), sondern dass sie die Wurzeln des Baumes sind, der jetzt als Schriftsprache sich zum alleinigen und allgemeinen Träger der Bildung der deutschen Nation erhoben hat.

8. Die Mundarten sind für die Völker, was das Blut in der Familie ist: sie sind eigentlichst Muttersprache. „Die ersten Worte vernimmt der Säugling an der Mutterbrust, von der weichen und sanften Mutterstimme ihm entgegengesprochen, und sie schmiegen sich fest in sein reines Gedächtniss, bevor er noch der eigenen Sprachorgane mächtig geworden ist, darum heisst sie die Muttersprache und so erfüllt sich mit den Jahren in schnell erweiterten Kreisen ihr Umfang. Sie

[1]) Wie es den Bäumen des Waldes versagt ist alle Äste, dem Ast alle Zweige in gleicher Reihe zu treiben, so werden auch Sprachen, Dialekte, Mundarten neben und durcheinander gehindert und zugleich gefördert: zwischen zurückbleibenden ragen erblühende desto herrlicher vor. Grimm, Gesch. d. deut. Spr., II. 578.

[2]) Vgl. Klein a. a. O., 82-84.

Digitized by Google

allein vermittelt uns am unvertilgbarsten Heimat und Vaterland.“ [1]) Diese ersten Worte, die dem Säugling entgegentönen, sind die Mundart; in ihr wächst er auf, mit ihr verwebt sich Gefühl und Gedanke, und selbst der Gebildete kehrt in behaglichen Momenten zu ihr zurück. Die Sprache des Volkes ist zunächst Mundart, ehe sie in dem allgemeinen Charakter der deutschen Zungen, den die Schriftsprache vertritt, aufgeht. Trotz des gemeinsamen Gepräges wahrt sich jede Mundart zuförderst ihre Eigenthümlichkeit; jeder Dialekt ist zuerst er selber, bevor er sich als einen sich in dem gemeinsamen Verbande befindenden erkennt, und für das Volk mag der Abstand von Mundart und Schriftsprache wol eben so gross sein, als für den Gelehrten der zwischen Muttersprache im weiteren Sinn und den übrigen indogermanischen Sprachstämmen. Man gestatte mir hier einen Vergleich. Das Individuum steht in enger Verbindung mit anderen zusammen zur Bildung der Familie und gibt erst in weiter gezogenem Kreise den Staatsbürger ab; aus der Familie geht der Soldat, der Beamte, der König hervor. Wie die Familie die Grundlage für den Staat ist, wie ohne Familie der Staat nicht denkbar wäre, ebenso bilden die Mundarten eine sichere Grundlage, eine Quelle zur Bereicherung der Schriftsprache. Die glänzenden Erfolge des Staates kann man zwar der einzelnen Familie nicht vindiziren, alle aber haben sie hervorgebracht; so mag die einzelne Mundart den wunderbaren Erscheinungen der allgemeinen Nationalliteratur scheinbar entfernt stehen, den Grund dazu birgt aber jede. Ehe wir eine Schriftsprache besassen, sprach und dichtete man im Dialekt. Eine Gesammtwirkung vermag er allerdings nicht hervorzubringen, im engeren Volksstamme aber wirkt er sicher mit grösserer Intensität.

Die farblose Schriftsprache könnte dem Volke keinen vollständigen Ersatz für seine Mundart bieten, deren es sich immer mit Vorliebe bedient, da sie mit seiner kernigen, kräftigen Natur im vollsten Einklang steht, durch und durch mit ihr verwachsen ist und seiner Gemüthlichkeit einen zwangslosen Ausdruck gestattet. Welch Wohlbehagen empfindet nicht selbst der Gebildete, wenn es ihm im Kreise der Familie oder der Freunde vergönnt ist, die trauliche, gemüthliche, kindliche Mundart zu sprechen. [2])

[1]) Grimm, Üb. d. Ursp. der Spr., Berlin, 1852, S. 31.

[2]) Min Modersprak, wa klingst du schön!
Wa büst du mi vertrut!
Weer ok min Hart as Stahl un Steen,
Du drevst den Stolt herut.

Du bögst min stiwe Nack so licht
As Moder mit ern Arm,
Du fichelst mi umt Angesicht,
Un still is alle Larm.

Ik föhl mi as en lüttjet Kind,
De ganze Welt is weg;
Du pust mi as en Värjahrswind
De kranke Boss torecht.

Min Obbe folt mi noch de Hann'
Un seggt to mi: Nu be!
Un „Vaderunser“ fang ik an,
As ik wul fröher de.

Un föhl so deep: dat ward verstan,
So sprickt dat Hart sik ut,
Un Rau van'n Himmel weiht mi an,
Un Allns is wedder gut.

Min Modersprak, so slicht un recht,
Du ole frame Red!
Wenn blot en Mund, „min Vader“ seggt,
So klingt mi't as en Bed.

So herrli klingt mi keen Musik
Un singt keen Nachtigal;
Mi lopt ja glik in Ogenblick
De hellen Thran hendal.

(Aus Klaus Groth's „Quickborn, Volksleben in plattdeutschen Gedichten ditmarscher Mundart.“)

Digitized by Google

9. Die Mundart ist die Sprache des häuslichen Lebens und zum grössten Theil auch des bürgerlichen Verkehrs. „Zu Haus, unter den Seinen, redet der Mensch nachlässiger, aber behaglicher und vertrauter als gegenüber anderen und Fremden oder selbst beim Niederschreiben seiner Gedanken... Jede Mundart ist Volksmundart, heimlich und sicher, aber auch unbeholfen und unedel, dem bequemen Hauskleid, in welchem nicht ausgegangen wird, ähnlich. Im Grunde sträubt sich die schämige Mundart wider das rauschende Papier, wird aber etwas in ihr aufgeschrieben, so kann es durch treuherzige Unschuld gefallen: grosse und ganze Wirkung vermag sie nie hervorzubringen.“ [1]) Für ihre Zwecke genügt ihr Wort- und Formvorrath vollständig. Wenn Grimm der Mundart Unbeholfenheit und Mangel an Adel vorwirft, so ist sie im Gegensatz zu der im Reiche der Wissenschaft und höherer Bildung sich bewegenden Schriftsprache aufzufassen; in diesen Ausdrücken des grossen Sprachforschers, die gewiss hier relativ zu fassen sind, kann keineswegs eine Verachtung der Mundart liegen. Ich lasse dahingestellt, ob das Bequeme zugleich unbeholfen sein muss. In der Sphäre höherer Geistesthätigkeit fehlen dem Volk die Begriffe; konnte nun in Folge dessen das Bedürfniss der betreffenden Bezeichnung auch nicht aufkommen, so ist doch gewiss, dass die Volkssprache die lebensfähige Wurzel dazu enthält. Entsteht aber das Bedürfniss eines Wortes behufs Ausdrucks eines höhern Begriffes, so dürfte die Mundart den dazu konsekrirten Ausdruck der Schriftsprache sich mit demselben Rechte vindiziren, als diese es anfänglich in Bezug auf die Mundart gethan; denn die Schriftsprache entwickelt veredelnd, oft vergeistigend, nur mundartliche Elemente. Uebrigens braucht die Volkssprache dieses Recht nicht zu beanspruchen, da es ihr leicht ist, aus eigenen Mitteln den treffenden Ausdruck zu schaffen.

10. Unter den eigenthümlichen Vorzügen der Dialekte wird besonders hervorgehoben „die im Allgemeinen tiefere Innigkeit des Ausdrucks, das engere Anschmiegen der Benennung an den Gegenstand, der Vorrath mancher treffenden Bezeichnungen, welche die Schriftsprache nicht hat, die grössere Leichtigkeit für neu aufkommende Dinge und Begriffe aus eigenen Mitteln den passenden Namen zu bilden.“ [2]) Die Mundart ist recht eigentlich die *officina verborum*, so wie das Haus die *officina generis humani*. Hier entsteht das Wort, indem ein rudimentarischer Laut vom Volksgeist ergriffen und zum Wort erhoben wird. Die Schriftsprache darf sich durch Aufnahme dieses Wortes, der dem Dialekt eigensten Schöpfung, bereichern, dasselbe durch Heranziehen in den Kreis jener Ausdrücke veredeln, die in der allgemeinen Bildungssphäre gebraucht werden. Der Volkssprache wird dadurch nichts ent-

---

[1]) Grimm, Gesch. der deut. Spr., II, 574.

[2]) Frommann a. a. O., II. Jhrg., 100. Weiter heisst es in Jhrg. I., 112: Noch ist den Dialekten mancher Vortheil geblieben, der unserer Schriftsprache abgeht. Traulich und zwanglos schmiegt sich der Volksdialekt mit voller Sicherheit an die Vorstellungen, welche er ausdrücken will, und nicht selten stehen ihm auch gefällige Formen neben derben und rauhen zu Gebote. Er hat einzelne von der höhern Sprache längst aufgegebene Tugenden des Alterthums bewahrt, und besitzt namentlich von dem Wohllaute der alten Formen wie zufällig noch kleine Theile. Hat die Volkssprache nun auch den Keim zur Veredlung eingebüsst, der in den alten Dialekten lag, so ist ihr dagegen ihre unnachahmliche kindliche Naivetät, die Ursprünglichkeit ihrer Anschauungsweise und vieler ihrer Bilder und Wendungen geblieben. — Und *dies* gilt uns als der *edle Kern* der Dialekte, der einer liebevollen Beachtung und einer sorglichen Pflege werth ist. — Vgl. auch Ch. Nodier, œuvres (philologie), Brux., 1834, S. 225, der dem Dialekt Bestimmtheit und Reinheit des Ausdrucks, Zierlichkeit und Anmuth zu —, den Reichthum jedoch abspricht, aber als einen Vorzug der Mundarten gelten lassen will.

Digitized by Google

zogen, die Schriftsprache aber darf sich um so weniger mit Verachtung über den Dialekt erheben, als sie von dessen Brosamen lebt. [1])

11. Sehr treffend formulirt *Klein* den Charakter der luxemburger Mundart: „Als deutscher Dialekt trägt unsere Mundart die wesentlichen Charakterzüge der deutschen Sprache überhaupt an sich, Herzlichkeit und Kraft; als Volksmundart theilt sie mit anderen Volkssprachen die trauliche Gemüthlichkeit, die treuherzige Unschuld, die frische Natürlichkeit, die ungekünstelte Offenheit und Gradheit, die bei einem unverdorbenen Menschenschlag stets der unmittelbare Ausdruck eines naturkräftigen Sinnes sind.“ [2]) Wenn unsere Mundart auch viele Ausdrücke der Schriftsprache nicht besitzt, so birgt sie dagegen eine Menge Wörter, Bilder und treffender Redensarten, die der neuhochdeutschen Gesammtsprache fremd sind. In der oben angeführten Schrift [3]) citirt *Klein* einheimische Ausdrücke für Ackerbau und Viehzucht; die Zahl derselben liesse sich leicht vermehren und auf andere Zweige des Volkslebens ausdehnen. [4])

12. Ob die Behauptung, dass „die Volkssprache den Keim der Veredlung, der in den alten Dialekten lag, eingebüsst habe“, [5]) nicht einer Widerlegung fähig wäre, wüsste ich nicht. Die alle Zweige der Bildung beherrschende Schriftsprache wird zwar nunmehr keinem Dialekt gestatten, sich zur Schriftsprache zu entfalten, was auch keineswegs zu wünschen wäre; doch muss zugegeben werden, dass, falls das deutsche Volk noch keine Gesammtsprache besässe, ein Dialekt schliesslich als der herrschende auftreten und das Organ der Bildung abgeben würde. Jede deutsche Mundart hätte zur Veredlung in Gestalt der Schriftsprache herangezogen werden können, weil alle die nämlichen Grundelemente enthalten. Wenn Grimm [6]) sagt: „Die Mundart hat Lebenswärme, Bildungswärme geht ihr ab“, so bezieht sich dieser Ausspruch, wie aus dem Zusammenhang zu ersehen, nur auf den gegenwärtigen Stand der Mundarten gegenüber der Schriftsprache. Was Lebenswärme hat, mag zwar momentan der Bildungswärme entbehren, ist aber unbedingt derselben fähig; was Lebenswärme hat, muss den Keim zur Entwicklung, zur Veredlung in sich tragen. Dass dieser Keim zur Entfaltung gelangen *muss*, wird hierdurch keineswegs behauptet; dass er's aber in gegebenen Umständen *kann*, ist eine unleugbare Wahrheit, oder das Lebende müsste der Bildung und Veredlung unfähig sein.

13. In ihrer jetzigen Gestalt wird die Schriftsprache nie allgemein gesprochen werden; sie

[1]) Unsere deutschen Mundarten sind zum grossen Theile die leiblichen, einst ebenbürtigen Schwestern der hochdeutschen Sprache, sie sind die kräftigen, dem unverfälschten deutschen Sprachgenius entquollenen Laute vieler unserer Altvordern und Väter, in denen manche wichtige, deutsche Angelegenheit zur Entscheidung gekommen ist, *sie sind die lebendigen Sprachquellen, in denen der Geist des Volkes zu schaffen nicht aufgehört hat und fortwährend unserer allgemeinen Sprache Nahrung zufliessen lässt*, und was den Mundarten einen noch mehr als wissenschaftlichen Werth verleiht, sie sind in einigen Ländern deutscher Zunge, welche leider vom gemeinsamen Mutterlande abgerissen sind, die mächtigen Träger der deutschen Nationalität, die allen Angriffen und Stürmen Trotz bieten. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen, Vorred.

[2]) Die Sprache der Luxemburger, 85.

[3]) Ebend., 86.

[4]) Vgl. ebend., 87 fg. — Dies schlägt jedoch nicht in meine allgemein gehaltene Besprechung der Volksmundart ein; ich bemerke noch, dass ein gutes Wörterbuch der luxemburger Mundart noch immer zu liefern ist.

[5]) S. oben, S. 12, [3]).

[6]) Deutsche Grammatik, 1822, Vorrede XIII.

Digitized by Google

wird immer als Organ der Bildung über dem gemeinen Mann und seinem Dialekt schweben und nur in *dem* Maasse tiefer in das Volk eindringen, als sie mundartliche Elemente in sich aufnimmt. „Was unsere Dialekte betrifft, so ist ihre Existenz gesichert durch den früher ausgesprochenen Grundsatz, dass die Ökonomie der Natur nie einen physiologisch jüngeren Dialekt durch einen älteren aufzehren und vernichten lässt. Dass die plattdeutschen Mundarten ins Hochdeutsche mit der Zeit aufgingen, wäre noch denkbar, nie aber die Dialekte, die in ihrer Entwicklung über dieses hinausgeschritten sind. Bald sind es fünf Jahrhunderte, dass die heutige Redaktion unserer Schriftsprache einen festen Boden sich behauptet hat. Lassen wir noch so viel Zeit vergehen, so wird sie nicht mehr dieselbe sein können. Freilich wird alsdann weder unser Schwäbisch, Fränkisch noch Baierisch Schriftsprache sein, aber gewiss ist, dass die nächstkünftige Redaktion unserer Sprache unseren Dialekten ähnlicher sehen wird, als der jetzigen Schrift.“ [1])

III.

Mundart und Volkscharakter.

14. Die Sprache ist mit dem Leben des Volkes so eng verflochten, dass es unbedingt geistig abstürbe, wenn es dieses Elementes verlustig ginge: was dem Vogel die Luft, das Wasser dem

[1]) Rapp a. a. O., IV, § 171.

Es sei mir gestattet, für das Verhältniss der Volksmundart zur Schriftsprache eine allgemein geachtete Autorität anzuführen: Ein Dialekt ist so alt und ebenbürtig als der andere, ehmals aber sprach der gemeine Mann wie der edle, heute ist die aus Verschmelzung der Völkerschaften errungene Sprache Eigenthum des gebildeten Theils, also jedem erwerbbar; der ungebildete Theil bleibt bei der angestammten Mundart und pflanzt sie fort, sie hat Lebenswärme, Bildungswärme geht ihr ab. Der gemeine Volksdialekt steht auf seinem Boden sicher und geschlossen, ist heimisch, zutraulich, stets natürlich, an einzelnem Wohllaut und triftigem Ausdruck reich; die Zeichen gebildeter Schriftsprache sind: Adel, Zartheit, Einstimmung, vermiedener Uebellaut des Ganzen; erst kraft der Schriftsprache fühlen wir Deutsche lebendig das Band unserer Herkunft und Gemeinschaft und solchen Vortheil kann kein Stamm glauben zu theuer erkauft zu haben oder um irgend einen Preis hergeben zu wollen. Grimm, dent. Gram., Vorr. XIII.

Jede gemeine Volksmundart steht über der gebildeten Schriftsprache durch ihre Lebendigkeit und Ungezwungenheit, selbst im Fehlerhaften bleibt sie natürlich; tief unter der Schriftsprache durch ihre Rohheit, d. h. den Mangel an Bewusstsein und Haltung. Im Einzelnen kann die Volkssprache weniger verloren haben als die gebildete Schriftsprache; dafür hat sie nie gleich dieser etwas im Ganzen gewonnen. Der Gang der Schriftsprache lässt sich periodisch verfolgen; in der Mundart des Volks versinkt einzelnes beinahe unvermerkt, und was sie zu besitzen fortfährt, ist ungleich oder unvollständig. Ebend. I, 518.

Unsere heutigen Volksmundarten enthalten gewissermassen mehr als die Schriftsprachen, d. h. in ihnen stecken auch noch genug Ueberreste alter Dialekte, die sich nicht zur Schriftsprache aufschwangen. Gesch. der deutsch. Spr., II, 581.

Folgende Stelle aus Frommann's „die deutschen Mundarten“ möge hier als Ergänzung obiger Citate aus Grimm Platz finden: Unsere Schriftsprache ist bei aller Höhe, zu welcher sie durch die Bemühungen ihrer Denker gelangte, manches Vortheils der alten Sprache verlustig gegangen. Das Blut rinnt in ihr schon schwerer; der Wohllaut ist nicht mehr so ungesucht da, sondern wird durch sorgsame Vermeidung der Härten erzielt; die Flexionen erscheinen abgeschliffen und müssen durch allerhand Künste ersetzt werden; die Bewegung ist steifer und genau gemessen. Die Zahl der Wurzeln hat sich vermindert, weshalb häufigere Umgestaltungen und Zusammensetzungen unvermeidlich werden; der geistige Fortschritt der Sprache scheint eine Abnahme ihres sinnlichen Elements nach sich gezogen, ja erfordet zu haben. Hält nun auch J. Grimm diese „Dämpfung sinnlicher Bestandtheile der Sprache“ für nothwendig, weil eben nur „durch Niederschlagung der Dialekte die Herrschaft grösserer vaterländischer Spracheinheit“ gegründet werden konnte, so lehrt aber auch die Natur, dass frisches Blut in die Adern eines Geschlechtes muss, wenn es nicht in seiner Abgeschlossenheit verkommen soll. Jenem Schwerer-Rinnen des Blutes kann aber nur durch einen Zufluss aus dem „Quickborn“ der Volksmundarten abgeholfen werden. I, 168.

Digitized by Google

Fisch, ist dem Volke seine Sprache, das Medium, worin es lebt, denkt und fühlt, ihm so nothwendig wie das Brod, um das es täglich bittet. „Vollstes Eigenthum des Volkes ist seine Sprache, sie ist sein Geschöpf und seine eigenste That — sie ist das Gefäss seines Wissens und Erkennens.“ [1]) Die Sprache umfasst den ganzen Menschen, sie macht ihn erst zum Menschen; wir müssen sie mit ihm, mit dem Volk identifiziren; sie ist seine Seele, die Bedingung seiner Existenz, sein innerster Lebensnerv. „Volksgeist und Sprache stehen zu einander in der innigsten Beziehung, so dass man sich beide nicht identisch genug denken kann. Die Sprache ist gleichsam die äusserliche Erscheinung des Geistes der Völker; ihre Sprache ist ihr Geist, und ihr Geist ihre Sprache. Der Volksgeist ist zwar die sprachzeugende Kraft, aber das Volk und der Volksgeist ist nicht als etwas vor der Spracherzeugung bereits fertig Vorhandenes zu denken, sondern beide entwickeln und erzeugen vielmehr sich selbst erst in und vermittelst der Sprache; Volk, Volksgeist und Sprache bilden sich gleichmässig miteinander. Bei der innigen Verbindung zwischen Volksgeist und Sprache, die sich vollkommen einander entsprechen, kann nichts in der Sprache sein, was nicht in dem Volksgeist seinen Grund hätte, und dürfen wir daher von diesem auf jene und umgekehrt schliessen. Daher ist unter allen Äusserungen, an welchen Geist und Charakter eines Volkes erkennbar sind, die Sprache am geeignetsten beide bis in ihre geheimsten Gänge und Falten darzulegen.“ [2]) So lange der Eroberer nicht an des Volkes Sprache tastet, wird dessen Volksthum, das in der Sprache wurzelt, keinen Schaden nehmen; nur mit der Sprache schwindet das Nationalbewusstsein. „Die Muttersprachen, sagt J. Paul, sind die Völkerherzen, welche Liebe, Leben, Nahrung und Wärme aufbewahren und umtreiben. Dieses Herz einem Volke ausschneiden, heisst das Lebendige ins Todt-Gedrückte übersetzen und unter die Presse geben.“

Die Sprache macht ein Volk zu dem, was es ist, und erst durch sie verstehen wir das lebendige Leben seiner Vergangenheit; die dürren Daten und Fakten bekommen Fleisch und Blut und Seele. Das Steigen, Blühen und Sinken der Sprache geht parallel mit dem Wachsen, der Grösse und dem Verfall einer Nation; so gestatten uns die vielgestaltigen griechischen Dialekte, die lateinische Centralsprache tiefe Blicke in die Geschichte der beiden grössten Völker des Alterthums.

15. Das Nationalbewusstsein eines Volkes ist wesentlich aus drei Elementen zusammengesetzt: der gemeinsamen Sprache, der gemeinsamen Denkart und der gemeinsamen Geschichte. Die gemeinsame Sprache ist die Grundlage des Nationalcharakters und die nothwendigste Bedingung der übrigen Momente in demselben; sie ist die Trägerin des geselligen Verkehrs von Individuum zu Individuum, aber auch der Tradition, da sie, wie das ganze Leben des Menschen, so auch das ganze Leben einer Nation umfasst. Der Charakter eines Volkes spiegelt sich am treuesten in seiner Sprache ab, deshalb vermag man vermittelst derselben in seine Urvergangenheit zu dringen, für die sie ein lebendiges Zeugniss abgibt. „Unsere Sprache, sagt Grimm, ist auch unsere Geschichte.“

Das Gesagte gilt für die Gesammtsprache einer Nation, aber zunächst für die eigentliche Muttersprache, Dialekt und Mundart. Denn „in seinen Mundarten lebt, webt und spricht das Volk;

[1]) Frommann a. a. O., I, 5.

[2]) Wedewer, das Christenthum und die Sprache. Besonderer Abdruck, Frankf. a. M., 1867, S. 6.

Digitized by Google

sie sind eigentlichst die Volkssprache, denn der geringste Theil der Nation bedient sich im Umgang der reinen Schriftsprache.“[1]) Die Armuth und der Reichthum des Wort- und Formschatzes eines Dialektes gibt den Maasstab ab für die grössere oder geringere Intelligenz, für die geistige Anlage eines Volkes; denn der Dialekt ist in Bezug auf das Volk, was das angeborene Talent für den Einzelnen ist. So wie jeder Mensch eine gewisse Fähigkeit mit zur Welt bringt, so ist auch der Dialekt die natürliche Anlage eines Volkes.

16. Die Sprache ist also der einheitliche Ausdruck der Gesammt-Anlagen des Menschen. Da dieselben jedoch dem Einfluss der physischen und intellektuellen Umgebung unterliegen, so ist es nothwendig, dass auch die Sprache den Rückschlag dieser Einwirkung empfinde. „Leiblichen oder physischen Eindruck auf die Sprache nenne ich den durch Veränderung des Bodens und der Himmelsgegend entspringenden. Die Sprache in ihren Grundbestandtheilen wird von dem einwandernden Volke mitgebracht, allein sie kann durch langen Aufenthalt im Gebirge, in Wäldern, auf Ebenen und am Meer anders gestimmt und in abweichende Mundarten gebracht werden. Erfahrung lehrt, dass Bergluft die Laute scharf und rauh, das flache Land sie weich und blöd mache. Auf der Alpe herrschen Diphthonge und Aspiraten vor, auf dem Flachfeld enge und dünne Vokale, unter Konsonanten mediæ und tenues.“[2]) Wie das Frankenvolk seine Niederungen am Unterrhein verliess und gegen das Innere Deutschlands vordrang, wo Höhenzüge und Wälder es aufnahmen, gab es auch nach und nach seine niederdeutschen weicheren Laute auf und eignete sich, ohne doch gänzlich der Grundbestandtheile seiner Sprache verlustig zu gehen, die scharfen, rauheren Töne des Gebirges an. In dieser Zeit sind auch die Anfänge unseres Dialektes zu suchen und entstand die Harmonie zwischen Land und Volk, die sich im Dialekte niederschlug, so zwar, dass nach den physischen Beschaffenheiten des Bodens sich auf kleiner Landesstrecke vier Mundarten entwickelt haben: die Elz-, Sauer-, Mosel- und Öslinger-Mundart. Die Elzmundart nähert sich dem Neuhochdeutschen am meisten, während die übrigen sich von dem Einflusse der Schriftsprache am ungetrübtesten erhalten haben. Diese vier Mundarten stehen sich aber nicht schroff gegenüber, wie dies an manchen Stellen Deutschlands der Fall ist, wo man sich manchmal auf einige Stunden kaum mehr versteht;[3]) vielmehr fallen sie in ihrem Hauptcharakter eng zusammen, so dass der Luxemburger sich ohne Schwierigkeit von einem Ende des Landes zum anderen genau versteht. Ihnen gemein sind dann wieder mit den übrigen fränkischen Zungen die im Anhang I angegebenen Grundzüge.

17. Im äussersten Westen Deutschlands haben wir treu den Mutterlaut gehegt, unser Volksthum und unsere Sitten in Haus und Leben bewahrt, dicht an der Grenze gallischer Abkömmlinge, der Wallonen, in dem höchst wechselvollen Gange unserer Geschichte, trotz der Verbindungen unserer Fürsten mit wallonischen und französischen Herrscherfamilien, trotz der Verwaltungssprache;

[1]) Frommann a. a. O., I, 6.

[2]) Grimm, Gesch. d. deut. Spr., II., 574.

[3]) Das Lesen des Wasunger Dialekts macht schon dem Meininger zu viel Mühe; der Dorf-Henneberger ist in Salzungen und der Ruhl, der Themarische im nahen Hildburghausen fremd. Frommann a. a. O., I, 161.

Digitized by Google

— nur die Londoner Konferenz (1839) hat der deutschen Zunge die Schmach angethan, an unserer Westgrenze eine Strecke von 2-3 Stunden breiten deutschen Bodens verlieren zu müssen.

Die Luxemburger theilen mit den übrigen deutschen Stämmen eine ächt deutsche treffliche Natur, die Vorzüge des Körpers und den tüchtigen sittlichen Gehalt des Charakters. Sie sind ein kräftiger, geweckter, biederer Menschenschlag, in Harmonie mit dem Boden, auf dem sie leben, mit der Luft, die sie einathmen.

Unser von den Ardennen und einem Theil des Plateau's von Lothringen durchzogenes Land bildet, mit Ausnahme manch schönen langgestreckten Thales, im Allgemeinen eine wellenförmige Hochebene, deren Boden uns zwar nicht den Luxus der Pflanzenwelt darbietet, aber doch bei fleissiger Bearbeitung Überfluss an Lebensmitteln gewährt, so dass, da fast jeder sein eigen Stück Land besitzt, man überall einen mässigen Wohlstand, nirgends aber grosse Reichthümer antrifft. Die Folge davon ist Einfachheit in Sitte und Kleidung, ein unabhängiger, nach Gleichheit strebender Sinn und beharrliche Ausdauer; hier herrschen noch wahrhaft patriarchalische Verhältnisse mit ihrem Gefolge, eine liebenswürdige Natürlichkeit und Offenherzigkeit, eine kaum zu erschöpfende Gutmüthigkeit und Herzlichkeit. Der Luxemburger ist heiter und strebsam, in hohem Grade mildthätig und gastfreundlich; seine unverbrüchliche Treue gegen den Glauben seiner Väter und sein Fürstenhaus ist sprichwörtlich geworden.[1]) Sein biederer gerader Sinn sträubt sich gegen alles Falsche, unter welcher Form es auch erscheine. Der Luxemburger ist unfähig Verrath zu üben, und hält es so sehr unter seiner Würde zu schmeicheln, eine falsche Höflichkeit zu affektiren, dass er vielmehr vorzieht plump und derb aufzutreten. Das sind die Grundzüge seines Charakters, und so bekundet er ein ächt deutsches Gemüth und deutsche naturwüchsige Gesinnungstüchtigkeit. „Die Franken besitzen, alter Zeiten eingedenk und sich mancher Vorzüge bewusst, einen ausgebildeten Stammesstolz, und sehen gern auf die Nachbarstämme, vor allem die Schwaben und Baiern, etwas von oben herunter. Leichten Bluts, heiteren Sinnes und regen Geistes, rührig, geschmeidig und lebensklug, allen Eindrücken offen und zugänglich ist der Frankenstamm.“ [2]) Wer erkennt nicht den Luxemburger in diesen allgemeinen Charakterzügen, die er mit seinen übrigen Stammesgenossen gemein hat?

Dies Gepräge trägt auch des Luxemburgers Sprache, sie ist wie er selber, sein Land, seine Berge, seine Wälder. Sie ist reich an Wortstämmen, wie der Boden, der ihm Nahrungsüberfluss bietet, kräftig und derb wie seine Wälder, frisch und natürlich wie Leben und Natur, die ihn umgeben, offen, bieder, ungekünstelt wie sein Herz, einfach und gemüthlich wie seine Sitte. So koncentrirt sich in der Sprache der Charakter des Landes und des Volkes; sie ist die Trägerin von Sitte und Brauch, die Grundlage alles Volksthums.

---

[1]) Ich citire hier die bekannten alten Verse:

Vivite, Luxburgi, fidos vos prisca per orbem
Fama vocat, fidos posteritasque leget.
Nescia gens verti sociis regique Deoque
Servastis semper foedera, jura, fidem.

Das Land hat viel Wald und kleine Bächlein, gesunden Luft und gut getrew Volk. Sebastian Münster, Cosmographie, Baseler Ausgabe, 1611, S. 354.

[2]) Deutscher Sprachwart, II, 1867, S. 53.

Digitized by Google

18. Im Dialekt konservirt sich des Volkes Denkart, denn der Dialekt ist die Denkform, die Form der Gedanken, deren moralischer Inhalt in den Sitten, Sprichwörtern und Redensarten vorliegt. Durch Wahrung des Volksthums, der Sprache und Sitte, welche der edelste Kern des Volkslebens sind, wird des Volkes Selbständigkeit gesichert; durch Wahrung unseres Volksthums erfüllen wir die heilige Pflicht, den nachfolgenden Geschlechtern den edelsten Theil unser selbst ungeschmälert und ungetrübt zu überantworten — unsere Sprache und mit ihr unsere ganze Erkenntniss in Sitte und Denkart. [1]) „Die Muttersprache, sagt Fr. K. Keil, ist die geheimnissvolle Gottesquelle, aus welcher die geistige Einheit eines Volkes fliesst und die Liebe zu Volk und Vaterland stets von neuem geboren wird."

Wo die Muttersprache diese berechtigte Stellung nicht einnimmt, wo sie durch feindliche Elemente gehemmt wird, bleibt auch die Rückwirkung nicht aus: Hemmung der geistigen Entwicklung des Volkes. Ohne auf andere Einflüsse, welche auf den Volksgeist zerstörend wirken, näher eingehen zu wollen, halten wir in Betreff unseres Vaterlandes speziell den Einfluss der französischen Sprache für eine der Hauptursachen des schwindenden Volksthums.

Es ist für den unbefangenen Beobachter höchst auffallend, wie sehr unsere guten alten Bräuche in Leben und Haus seit dem letzten Einbruche der Franzosen in unser Land abgenommen haben. Zwar bewahrt unsere Sprache noch den Ausdruck manch schönen Brauchs unserer Väter, aber das Bewusstsein desselben ist geschwunden und lebt nur mehr in der Erinnerung unserer hinsiechenden Greise. Kräftige Ausdrücke, bezeichnende Vergleiche, sprichwörtliche Redensarten, die oft voll trefflichen Witzes und Humors sind, täglich nehmen sie mehr ab. Wenn der Gelehrte dieses Verschwinden als einen Verlust für die wissenschaftliche Forschung bezeichnet, so haben wir hier unser Bedauern darüber in Betreff unseres Nationalcharakters auszusprechen, dem seine eigenste Schöpfung, sein Gehalt verloren geht, ohne dass homogene Elemente als Ersatz eingetreten sind. Das häusliche und öffentliche Leben flacht ab, und für das, was es verloren, erhält das Volk nur einen falschen Schein, der es geistig und sittlich unter unsere kernigen Voreltern und ihren festen, unverfälschten Charakter herabwürdigt. Die trauliche Gemüthlichkeit, die treuherzige Unschuld, die frische Natürlichkeit, die ungekünstelte Offenheit drohen, wie aus dem Volke, so aus seiner Sprache zu verschwinden. „Eines

[1]) Wie tief trotz der französischen Herrschaft das Gefühl für die Muttersprache im Gemüthe des elsässischen Volkes wurzelte, drückte vor etwa 20 Jahren ein Elsasser Daniel Hirtz in Strassburg aus:

M'r g'höere hyt ze Frankreich wohl
Un theile Noth un Glücck;
Doch klingt uns d'Muedersprooch nit hohl,
Sie gilt noch grosse Stücck!

M'r drucke gern un herzli d'Haad —
Un nit ellein zuem Schyn —
Durch Sprooch un Sitte nood verwandt,
De Brüder ßeww'rem Rhyn!

Un dytscher Sinn un Biederkeit,
Di finde — n — Anklang hie,
Denn gueter Grund isch noch gelait,
Verwischt halt ganz sich nie.

Uss uns'rm Herze steit's Gebett
Noch dytsch zum Himmel nuff,
M'r halte dran als wie e Klett
Un böue Hyser druff.

So lang noch unser Münster stcht,
Und diss isch kerneg'sund —
Au d'Muedersprooch nit untergeht.
Denn viel gäng duoch zu Grund!

Digitized by Google

Volkes Ehre hängt grösstentheils an seiner Muttersprache," sagt Gabr. Wagner. „Diese ist der Landesehre Fuhrwerk. Über sie muss man schärfer halten, über ihre Reinigkeit muss man mehr eifern, als über der zartesten Liebsten Ehre."

19. Das Aufgeben oder das Vernachlässigen der Landessprache bildet eine unverkennbare Gefahr für den Bestand aller übrigen charakteristischen Eigenthümlichkeiten eines Volkes, so namentlich des Gefühles politischer Selbständigkeit, der Liebe und Hingebung zum engeren Vaterland und zum Thron. Patriotismus und Autoritätsgefühl wird, wie vordem, im Volke lebendig werden, wenn ihm ein klarer Blick in seine Vergangenheit gestattet wird und es sich als ein Ganzes betrachten lernt durch seine Sprache, seine Denkart und seine Geschichte. Wie sehr thut noth, in die Volksschule ein vaterländisches Geschichtsbuch einzuführen, worin der empfänglichen Jugend in populärer Darstellung nationaler Geschichtsbilder die Hauptzüge der Vergangenheit unseres Landes, die hehren Gestalten unserer Ahnen, die rührenden Züge treuer Anhänglichkeit an Kirche, Fürst und Vaterland vorgeführt würden. Das Buch wird man liebgewinnen, und es wird bald in keiner Familie mehr fehlen. [1])

Das geschichtliche Bewusstsein ist leider unserem Volke allzusehr abhanden gekommen und mit ihm die tiefe ehrfürchtige Anhänglichkeit an eine glorreiche Vergangenheit und an alle aus dieser Vergangenheit ererbten Güter, vorzugsweise Sitte und Sprache. Folgende Worte L. Jahn's seien uns mehr als eine Feststellung geschichtlicher und wissenschaftlicher Erfahrung, sie seien uns eine ernste Mahnung: „Ein Volk lebt, webt, steht und vergeht mit seiner Sprache. Die Sprache ist die Seelenwanderung des Volksthums. Mit dem Untergang der Sprachen sind die Völker verschollen. — In seiner Muttersprache ehrt sich jedes Volk; in der Sprache Schatz ist die Urkunde seiner Bildungsgeschichte niedergelegt; hier waltet, wie im Einzelnen, das Sinnliche, Geistige, Sittliche. Ein Volk, das seine eigene Sprache verlernt, gibt sein Stimmrecht in der Menschheit auf und ist zur stummen Rolle auf der Völkerbühne verwiesen. Mag es dann aller Welt Sprachen begreifen und übergelehrt bei Babels Thurmbau zum Dolmetscher taugen: es ist kein Volk mehr, nur ein Mengsel von Staarmenschen."

20. Allerdings verschwinden auch anderwärts alte Bräuche und Sitten, erlischt so manche Sage, Legende, so manches Märchen, verklingen die alten Volkslieder und werden viele Ausdrücke der Mundart, Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten nicht mehr verstanden; aber dafür nistet sich nicht fremder Laut, fremde Sitte, fremdes Lied ein. Bevor der treue Spiegel eines offenen, geraden und gesunden Volkscharakters gänzlich erblasst, sollte man doch retten, was noch zu retten ist. „Genauen Aufschluss über unsere Verwandtschaft mit anderen Völkern, über Sitten- und Kulturgeschichte könnten uns auch unsere Sagen, Märchen und Volkslieder geben. Die Zahl derselben ist bedeutend, aber sie gerathen immer mehr in Vergessenheit; wenn diese Schätze für die Geschichtsforschung nicht verloren gehen sollen, so ist es die höchste Zeit im Ernst an das Sammeln

[1]) Die Lehrbücher der vaterländischen Geschichte von Maeyss und Dr. Jos. Paquet verdienen rühmende Erwähnung, waren jedoch wegen ihrer kompendiösen Anlage nicht berufen, Volksbücher in dem angedeuteten Sinne zu werden.

Digitized by Google

derselben zu denken. Wol verdienen sie es, dass man zu ihrer Erhaltung wenigstens dieselben Mittel anwende, die man zur Aufbewahrung von Steinen und Münzen gebraucht; denn das sind Alterthümer, deren Werth ungleich grösser, deren Verlust unersetzlich ist.“ [1]) Unsere archäologische Gesellschaft hat redliche Mühe und ausdauernden Fleiss verwendet, um Baumaterial zu unserer Landesgeschichte herbeizuschaffen. Wir können hier nur auf die reichhaltigen und wissenschaftlich werthvollen Annalen dieser Gesellschaft hinweisen, namentlich auf die gediegenen Arbeiten der Herren Namür, Elberling, Engling und Würth-Paquet. Des Letzteren unschätzbare Regesten möchten wir denjenigen Böhmer's an die Seite stellen. Es sei an dieser Stelle die Hoffnung ausgedrückt, es werde der Forscherfleiss unserer Geschichts- und Alterthumsfreunde nun auch die spezifisch germanischen Antiquitäten im Anschluss an die Bestrebungen der deutschen Gelehrten näher ins Auge fassen.

Freilich liegen der nationalen Forschung keine Steine, Münzen und Waffen vor, keiner Tempel Reste haben unsere Väter hinterlassen; aber der lebendig sprudelnde Quell ihrer Sprache, ihrer Sitten, Bräuche, Sagen ist ein besseres Denkmal in unserer Mitte, und stromaufwärts gelangen wir zu dem Glauben und den Urverhältnissen des Landes, zu einer Geschichte desselben und zu fest begründetem National-Bewusstsein. Das sicherste, wenn auch nicht das einzige Kennzeichen der Nationalität ist die Sprache. „Es gibt ein lebendigeres Zeugniss über die Völker als Knochen, Waffen und Gräber, und das sind ihre Sprachen. — Sprache ist der volle Athem menschlicher Seele, wo sie erschallt oder in Denkmälern geborgen ist, schwindet alle Unsicherheit über die Verhältnisse des Volkes, das sie redete, zu seinen Nachbarn. Für die älteste Geschichte kann da, wo uns alle anderen Quellen versiegen oder erhaltene Überbleibsel in unauflösbarer Unsicherheit lassen, nichts mehr austragen als sorgsame Erforschung der Verwandtschaft oder Abweichung jeder Sprache und Mundart bis in ihre feinsten Adern oder Fasern. — Die Sprache hängt mit dem Glauben, dem Recht und der Sitte jedes Volkes von Natur eng zusammen.“ [2])

Je grösser der Fleiss der Forscher war, je zahlreicher die vorliegenden bereits in anderen Ländern gewonnenen Anknüpfungs- und Vergleichungspunkte sich darboten, desto leichter lässt es sich erklären, dass man bei uns keltische und römische Überreste mit anhaltender Vorliebe studirte und daher hie und da die Grenzlinie überschritten haben mag, welche eine nüchterne, strenge Kritik zwischen den Gebieten keltisch-römischer und germanischer Alterthümer gezogen wissen will. [3]) Was insbesondere die etymologische Ausbeutung keltischer Sprachüberreste betrifft, dürfte diese Bemerkung nicht ganz unberechtigt erscheinen.

[1]) Klein a. a. O., 8.

[2]) Grimm, Gesch. d. deut. Spr., I, 5 u. 6.

[3]) „Unsere Gelehrsamkeit“, eifert Grimm, „dem Vaterland abspenstig, an Pracht und Ausbildung der Fremde gewohnt, mit auswärtiger Sprache und Wissenschaft beladen, in der heimischen armselig, war bereit die Mythen unserer Vorzeit griechischen und römischen, als höheren, stärkeren unterzuordnen und die Selbständigkeit deutscher Poesie und Sage zu verkennen, gleich als dürfe auch in der Grammatik das deutsche *ist* geleitet werden aus *est* und ἐστί, statt die Ansprüche dieser drei Formen völlig gleichzustellen. Jene wunderbare und erfreuende Übereinkunft fahren lassend, deren Uranfang weit zurückgesetzt werden musste, strebte man, so gezwungen es nur angehen wollte, irgend Anlässe jüngerer Entlehnung aufzuspüren, damit der Heimath alle Kraft und Sehne des Hervorbringens abgeschnitten würde.“ Deutsche Myth., 3. Ausg., Vorr. XXIII.

Digitized by Google

Den Kelten mag man mit Recht manches zugestehen, da keltische Kultur allerdings hier länger Einfluss übte als jenseit des Rheins; aber wenn man keltische Forschung ohne Rücksicht auf die germanischen Denkmäler pflegt, so ist es unvermeidlich, dass den Kelten zugeschrieben wird, was germanisches Eigenthum ist. Daher Grimm: „Zu Gunsten keltischer Sprach- und Sagenforschung ist eine heilsame Reaktion eingetreten, die darauf besteht, dass diesem zurückgedrängten Volke, das vor Zeiten breite Strecken Deutschlands einnahm, sein Recht widerfahre. Keineswegs arm an Denkmalen besitzt es in der lebenden armorischen, wälschen, schottischen und irischen Sprache aushelfende Mittel. Noch aber gehen die Pfade unsicher und schlüpfrig, und was wir den Kelten zugestehen, soll im Entdeckungseifer nicht wider uns selbst gekehrt werden; auf den Berührungspunkten hat auch die deutsche Eigenheit ihren Anspruch zu wahren.“ [1])

Welchen Gewinn man für altgermanische Sitte und Religion aus unseren Märchen, Volkssagen, Sitten, Bräuchen, Sprichwörtern und Redensarten ziehen kann, das hier nachzuweisen, verbietet der beschränkte Raum und würde störend in die allgemeine Besprechung unserer Mundart eingreifen. Einiges aber aus dem reichen Stoff muss ich herausgreifen und der Besprechung unterziehen, und so ahnen lassen, welche Früchte aus dem ganzen noch unbebauten Felde zu gewinnen sind; ich verweise diesen Exkurs in den Anhang II.

In unserem Sagen- und Märchenschatz sind alle rein germanisch-mythologischen Gestalten in Hülle und Fülle vertreten. Wir haben so gut wie die Stämme an der Ost- und Nordsee, am Rhein, Main und der Donau nicht nur unsere Nornen-, Nixen-, Riesen-, Zwerg- und Elbenmärchen, unsere Winter-, Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Christnachtsmärchen, Märchen von der guten Frau, von den duldenden Jungfrauen, von den Schlangenjungfrauen, Märchen von dämonischer Liebe, Wunschmärchen, endlich Thiermärchen; sondern auch der deutsche Aberglaube, welchen jene Märchen zum mythischen Hintergrund haben, ist bei uns zur Stunde noch in solch scharfer Ausprägung vertreten, dass ich die Behauptung wagen darf, die deutsche Mythenforschung werde, wenn einmal unsere Schätze zugänglich sein werden, durch deren Untersuchung und Zusammenstellung sogar die Lösung mythologischer Schwierigkeiten finden.

Gleich ergiebige Ausbeute bieten unsere Sprüche und Redensarten, welche, obgleich oft nur in moderner Fassung vorliegend, dennoch zahlreiche mythologische Niederschläge verbergen.

Sogar der Dialekt, als Sprachform betrachtet, enthält, neben vielen anderwärts untergegangenen Wörtern, Bedeutungen, Formen, Ausdrücken und Redensarten, noch zahlreiche, leicht nachweisbare mythologische Anklänge. Wo das Volk oft selbst vergessen hat, da bewahrt der Dialekt noch auf und gibt Zeugniss für Abstammung, Sitte und Geschichte.

Endlich verdienen volle Berücksichtigung unsere Ortsnamen, woraus sich für Geschichte, Mythus und Sprachforschung manches gewinnen liesse.

So finden sich für die Kulturgeschichte unseres Volkes die untrüglichsten Belege in seiner Mundart. Des Volkes Sprache ist des Volks Geschichte. [2])

---

[1]) Grimm, Myth., Vorr. XXVI.

[2]) Firmenich a. a. O., Vorrede, drückt sich hierüber folgendermaassen aus: „Fast in demselben Maasstabe wie dem Spachforscher bietet das Studium der Mundarten auch dem Geschichtsforscher die belohnendste Ausbeute,

Digitized by Google

21. Dass die Wiederbelebung verloren gegangener Erinnerung für unser Volksthum, unser Nationalgefühl von unberechenbarem Nutzen wäre, indem es die Luxemburger der Gegenwart mit ihren Vorfahren wieder in lebendigen Zusammenhang brächte, wer dürfte das läugnen? Dort ist ja nur die Bürgschaft für die Gegenwart, der Anknüpfungspunkt für die Zukunft, für das naturgemässe Fortbestehen unseres Volkes.

Die Mundart hält nicht allein fest die Tradition der Vergangenheit, so lange das unverwüstliche Gedächtniss des Volkes nicht mit seiner Sprache erlischt und das Volk als solches zu existiren aufhört, sondern sie vermittelt auch die nationale Tradition in der lebendigen Gegenwart. Durch sie wird das Kind des Luxemburgers ein Luxemburger, sie gibt die Gewährleistung ab, dass das spätere Geschlecht dem der Gegenwart in seinem wesentlichen Charakter gleicht.

22. Eine nach den Vorschriften Grimm's und nach dessen Vorgang verfasste Sammlung luxemburger Märchen und Sagen neben einer populär gefassten Geschichte des Landes dürfte hier eine heilsame Wirkung hervorzubringen nicht verfehlen. Welch reinen Genuss bietet nicht der Jugend die harmlose, sinnige und sittlich-schöne Märchenwelt! Sie ist ein Bildungsmittel für Herz und Gemüth, indem bei geeigneter Auswahl nur Gutes in der kindlichen Seele hervorgerufen wird. [1])

23. Ein anderer starker Hebel zur Weckung des Nationalgefühls in engerem Kreis ist die Pflege mundartlicher Dichtung, wodurch Anschluss und wahrhafte Einsicht in die Gemeinsprache ermöglicht wird.

Die Entwicklung der deutschen Sprache hat eine augenfällige Ähnlichkeit mit dem Bildungsgang der griechischen. In Thessalien und Böotien herrschte, unserem Gothischen vergleichbar, der älteste formreichste äolische Dialekt, im gebirgigen Peloponnes entfaltete sich der rauhe dorische, in Jonien der weiche ionische Dialekt, vergleichbar unserem Ober- und Niederdeutschen. Durch die Verschmelzung der drei Elemente erblühte, ohne jene zu verdrängen, der mächtige attische Dialekt, der wie unser Neuhochdeutsch über allen schwebt, weder Berg- noch Küstensprache, weder alt noch neu, sondern die gelungene Einheit sämmtlicher Dialekte. Während die lateinische Sprache sich wie

---

indem sie uns nicht allein in den eigenthümlichen, ursprünglichen Geist des Volkes tiefer einführen, sondern auch in Betreff der Abstammung und engeren Verwandtschaft der einzelnen Volksstämme Licht verbreiten und in mancher Hinsicht da, wo uns bestimmte geschichtliche Überlieferungen fehlen, als sichere Leiter durch das Gewirre der grossen Familienverzweigungen der deutschen Nation sich erweisen. Den mannigfaltigsten Forschungen bietet sich daher ein neues Feld dar, dessen Bebauung die schätzenswerthesten Aufschlüsse zu geben verspricht."

[1]) Das Märchen dringt zu den Wurzeln hinab und bewegt das kindliche Herz im tiefuntersten Grund. Man wird nie und nirgends einen Stoff auffinden, der in solchem Maass die Kinder entzückt und befriedigt, weil kein anderer so wie dieser ihrem innersten Wesen entgegenkommt, kein anderer so ihre Phantasie erweckt. Wir finden in den meisten unserer Märchen einen Zartsinn und eine Sicherheit der Empfindung, die für eine hohe Reinheit des sittlichen Instinktes zeugt. Ich erinnere nur an die schöne Art, wie das Märchen der Armen und Verachteten, der Kleinen und Einfältigen, der Dämmlinge und Dummlinge sich annimmt, oder an die wunderbare Anspruchslosigkeit, mit der die schönsten Züge der Entsagung, der Hingebung, der Aufopferung für andere in einer Weise erzählt sind, als wäre das gar nichts sonderliches, als verstände es sich für ein redliches Herz von selbst, für seine Lieben in Noth und Tod zu gehen. Klaiber, Vortrag über das Märchen und die kindliche Phantasie, 1866.

Digitized by Google

aus *einem* Punkt stetig und fest entwickelte, strebend die Sprache der Sprachen, die *Weltsprache* zu werden, verdient die griechische eine *Dialektsprache* zu heissen, so zwar dass sich für die poetische Gattung der jedesmalige Dialekt festsetzte, in welchem diese zuerst excellirt hatte. [1])

Wie in Griechenland, so galten auch in den germanischen Landen in der früheren Zeit die verschiedenen deutschen Mundarten neben einander, und Lied und Epos erwachten in wundersamer Fülle. Vor der Bildung der Schriftsprache schrieb und dichtete man in allen deutschen Dialekten, und die Dialektpoesie, die bis ins 15. Jhrt. reichte, entwickelte sich in den meisten Mundarten.

Wo ein Dialekt sich zur Schriftsprache potenzirt, hat auch die eigentlich nationale Poesie zumeist ihr Ende erreicht: ein Shakespeare erschien in England später nicht mehr; in Deutschland und namentlich Frankreich ist es nur mehr eine klassische Poesie, getragen von römischer und besonders griechischer Kultur. Welch reiches Leben weht uns aus den vielen Dialekten des mittelalterlichen Deutschlands entgegen, wo jeder Stamm aus seinem Tiefinnersten poetische Produkte erzeugte! Die Dichter waren die organische Blüte der nationalen Grösse, des Volksglückes, der nationalen Anschauungsweise und Denkart. Für die Behauptung, wie wenig die gebildete, ausserhalb des Volkes stehende Schriftsprache ächt nationale Poesie begünstige, bietet uns Rom, auf dessen selbständige Ausbildung die Griechen hindernd einwirkten, das treffendste Beispiel: die lateinische Poesie blühte, als Rom's Volk hinsiechte. Es ist unläugbar, dass der Dichter der gebildeten Schriftsprache mehr oder weniger ausserhalb des Volkes steht; erst die romantische Schule griff wieder zurück in des Volkes Seele und brachte die verachteten Mundarten wieder zu hoher Ehre und Geltung. „Wir müssen es in jeder Hinsicht für ein Glück achten, dass unsere Sprache noch der Dialekte und der Volkspoesie fähig ist; denn weit entfernt, der Nationalität Eintrag zu thun, weist uns das Beispiel der griechischen Bildung den Weg, wie die begabteste Nation der Welt nur im Konflikt der Formen und der immer neu gekreuzten Ausgleichung ihren geistigen Reichthum hat entfalten können. Unsere patriotischen Centralisten sollten wenigstens *einen* (den schlechtesten) Vortheil der Dialektpoesie anerkennen; denn es ist klar, ohne genaues Bewusstsein über ihre eigene Individualität kommt nie eine Provinz zur wahren Einsicht in die Gemeinsprache; man lernt also die letzte nur in der Negation des anderen Elements.... Es ist unverkennbar, dass die süddeutsche Dialektpoesie parallel mit der Blüte neudeutscher Poesie erwachte und sich nach verschiedenen Seiten entwickelte. Einige Dialekte mögen ihren Sprachvorrath nahezu erschöpft haben; andere sind noch zurück in dem, was man erwarten könnte, und es ist nun zu hoffen, dass dieser lustig grünende Baum in zunehmendem Wachsthum neben seinem stolzen Nachbar gedeihe und Blüten treibe, zum steigenden Verdruss unserer lieben Puristen und gewisser Kunstrichter, welche sich kläglich geberden, dass man nun wieder allerlei lernen soll, da das Bischen, was sie etwa wissen, ihnen schon sauer genug geworden." [2])

Welch herrliche Blüten dieser lustig grünende Baum schon getrieben, zeigt uns ein höchst verdienstvolles Werk, *Germaniens Völkerstimmen von Firmenich.* [3])

---

[1]) Vgl. Grimm, Gesch. d. deut. Spr., II, 575 u. 579; Rapp a. a. O., I, § 2, IV, § 133.

[2]) Rapp a. a. O., IV, §§ 139, 171.

[3]) Germaniens Völkerstimmen, Sammlung der deutschen Mundarten in Dichtungen, Sagen, Märchen, Volksliedern u. s. w. Herausgegeben von Joh. Matthias Firmenich. Berlin 1843—1866, 3 Bde. In den zwei ersten Bänden sind aus dem eigentlichen Deutschland 563 Mundarten vertreten. — Folgende Proben der luxemburger Mundart finden

Digitized by Google

24. Die Aufgabe des Dialektsdichters ist eine dreifache: dem Volk, dem Stoff und der Form gegenüber; dazu kommt, dass die Anforderungen der Dichtkunst im Allgemeinen bei der Dialektspoesie keineswegs vernachlässigt werden dürfen.

Vor allem ist vom Dialektsdichter zu fordern ein tiefes Eingehen in den Volksgeist; die übrigen Anforderungen ergeben sich leicht von selbst, wenn es dem Dichter gelungen, das Wesen seines Volkes in seiner frischen Individualität zu erfassen und sich zu eigen zu machen. Als ein ächtes Landeskind muss er für sein Volk oder besser aus ihm herausdichten: es ist *ein* Mund, der für alle und aus allen redet. Trifft der Dichter diese feinen Adern des Volksthums nicht, greift er nicht tief in den Ideen- und Gefühlskreis seines Volkes ein, dann hilft kein eitel Spiel mit der Phrase, mit erlogenen Schmerzen, mit gemachtem Entzücken, — das Herz des Volkes wendet sich ab von allem, was seinem gesunden Wesen widerspricht, was Heuchelei mit dem Volksthum verräth. Mit dem poetischen Diletantismus in der Mundart kann das Volk sich nicht zufrieden geben, da es sich nur in Zerrbildern wiedererkennt. Aus der Dialektsdichtung muss die ganze Seele, der ganze Geist des Volkes entgegenduften, und eben dadurch erhält sie eine höhere Weihe und vermag erhebend und bildend auf das Volk einzuwirken. Wenn der Dialektsdichter seine Aufgabe so erfasst hat, wird er nicht verlangen können, dass das Volk aus seiner Natur heraustrete; es wird vielmehr stete Wechselwirkung zwischen Volk und ihm bestehen.

Man hat die Beobachtung gemacht, dass epische, lyrische und dramatische Volkspoesie nicht gleichmässig in allen Provinzen Deutschlands vertreten sind, und dass man im Norden lieber erzählt, im Süden lieber singt, während in Mitteldeuschland beide Gattungen sich am häufigsten zu dramatischen Produkten vereinigen.[1]) Diese Bemerkung ist für die luxemburger Eigenthümlichkeit dahin zu berichtigen, dass allerdings dramatische Produkte hier volle Theilnahme finden, und dass das Volk in dem von ihm Erzählten mit Vorliebe zum lebendigen Dialog seine Zuflucht nimmt; dass aber daneben das lyrische Element häufig und gern getrennt auftritt, eine Neigung, die wir bis zu einem gewissen Grad mit den süddeutschen Stämmen theilen. Auch auf diesen eigenthümlichen Zug des Volkscharakters ist genügende Rücksicht zu nehmen, wenn die Dichtung als der jedesmaligen Eigenthümlichkeit entsprechend von Seite des Volkes volle Aufnahme finden soll.

25. „Der Gegenstand der Volksdichtung darf nur innerhalb des Gesichtskreises liegen, der nicht blos dem Mann des Volkes im Allgemeinen, sondern insbesondere dem Volksstamm gezogen ist, dessen Dialekt oder dessen Mundart das Gedicht angehört; und es darf im Gedichte nichts anders ausgesprochen sein, als wie es im Geiste dieses Volksstammes gedacht werden kann. *Es*

---

sich I, 536—543: *Mundart von Grevenmacher:* 1) De Röth (soll vom „blannen Thaïs" herrühren); 2) De Longkaulmännchen bei Grevenmacher.

Mundart von Luxemburg: 1) Mai Schätzen, ech se krank; 2) Ech wäs mer eng Reisse (Röschen) bleiben; 3) De Schnef lait ob de Bierger; 4) Wé Ee wöihlfeel ze Metteg esst; 5) De Knecht am Schiäd; 6) De lauseche Johrmaart; 7) De Bauer mat der Hoiwer; 8) 'T nei Kommót; 9) 'T Waassersnucht; 10) De Charébaré; 11) Dee wor net domm; 12) 'T virsüchteg Madamm; 13) Wié wer de Faulsten; 14) Et as keng Rós ohne Daar; 15) 'T vergeft Fra; 16) De Reng; 17) 'T metschgiéweg Kwisel.

[1]) Vgl. Frommann a. a. O., I, 166.

Digitized by Google

verleiht nicht der Gebrauch irgend einer Mundart allein dem Liede einen volksthümlichen Charakter, sondern der Charakter einer bestimmten Volksthümlichkeit muss sich im Liede darstellen.“ [1]) Für jede Mundart ist eine bestimmte Grenze gezogen, innerhalb welcher sich der zu behandelnde Gegenstand befinden muss. Sind nun allerdings Stoffe aus dem Gesammtleben eines Stammes als das Nächstliegende immerhin am geeignetsten, des Volkes volle Theilnahme anzuregen, so soll damit dennoch nicht behauptet werden, dass *nur* solche Gegenstände und keine anderen beim Volk Anklang finden. Eine solche enge geographische Begrenzung des Stoffes ist keineswegs streng vonnöthen, und anderes dem engeren Leben des Volkes Fernerliegendes darf berechtigtermaassen aufgegriffen werden, unter *einer* Bedingung jedoch: dass ein solcher Stoff durch die Art der Behandlung völlig in die heimatliche volksthümliche Anschauungsweise hereingezogen werde, und so nationales Gepräge, Leben und Wahrheit bekomme. [2])

Die charakteristische Anschauungsweise verschiedener Stämme vermengen und verwechseln, heisst nicht im Geiste *einer* Mundart dichten und ist ein arger Verstoss an des Volkes Sitte und Denkart, das mit stets unverrücktem Auge nur das ihm Eigenthümliche erfasst. Hauptsorge des Dichters also ist, alle Gegenstände in keuschnationaler Fassung dem Volke so vorzuführen, dass die einfache Natürlichkeit der Volksanschauung vollständig gewahrt bleibt.

26. Wie hat sich endlich der Volksdichter in Bezug auf die Mundart als Form für den naturgemässen Stoff zu verhalten?

„Die Forderung an den Dialektsdichter, sagt Rapp, ist, seine Mundart in sich selbst charakteristisch aufzufassen, wo er sie weder verhochdeutschend zu verbessern, noch in die abenteuerlichsten Seltsamkeiten zu verbauern braucht.“ [3]) Nur innerhalb des gegebenen Sprachvorraths soll der Volksdichter den für jedes Ding, für jeden Gedanken treffenden Ausdruck wählen, ohne daran zu ändern, ohne auch nur an die vom Volke stereotyp festgehaltene Wortstellung zu rühren. Wenn es für die sinnliche Auffassung mundartlicher Gedichte wenig zweckmässig und einträglich wäre, für die Volksdichtung der Schriftsprache Ausdrücke und Wendungen auszunutzen; so hüte man sich andrerseits ebenso sehr, gerade nach den krassen Kraftausdrücken zu greifen, deren jede Mundart die Hülle und Fülle birgt. Ängstlich zu vermeiden sind alle Schmarotzerpflanzen, die Fremdwörter, die am meisten beitragen, die Mundart zu verunzieren und den naturwüchsigen Volksgeist zu fälschen. Häufig geht der Dialektsdichter Streben dahin, die Kraft- und eigenthümlichen Ausdrücke des Volkes recht auszubeuten und je mehr um so lieber in ihre poetischen Erzeugnisse einzuweben. Das Talent mag sich derselben mit Glück bedienen und die richtige charakteristische Auswahl treffen, worin das Volk sich nicht nur wiederkennt, sondern sich zugleich in seinem Ideenkreis gehoben fühlt; zumeist aber entsteht durch dieses Streben der heilloseste Missbrauch, dass der Dialektsdichter nach dem originellen, kräftigen, ja trivialen Ausdruck hascht, ohne ihn veredeln zu können.

[1]) Frommann a. a. O., III, 150.
[2]) Vgl. hierüber dasselbe Werk, III, 151.
[3]) Rapp a. a. O., IV, § 171.

Digitized by Google

Der Volksdichter soll den eigenthümlichen, sinnigen Ausdruck der Denkungsart, des tiefsten Volksthums erfassen und zart und behutsam ablösen, um so wieder in das innerste keusche Wesen des Volkes einzudringen. Unmöglich kann des Dialektsdichters Aufgabe darin bestehen, mit trivialen, gemeinen Ausdrücken so recht in die unlautere Tiefe des Volkes hinabzusteigen, um ihm so in seinen Unarten, den Auswüchsen seines Charakters zu schmeicheln, es stehen zu lassen, wohin Vernachlässigung des Volksthums durch verkehrte Erziehung es gebracht, und seine Gefühle, Gedanken und Ausdrücke in ihrer Gemeinheit zu sanktioniren; sondern darin, das Volk, das man in seinen zarten, reinen Momenten belauscht hat, aus unlauteren Tiefen zu sich heraufzuziehen und zu veredeln, ohne jedoch aus seiner Eigenthümlichkeit herauszutreten: der Dichter muss es im Klang der theueren Töne fesseln, den sinnigen naturwüchsigen Kern festhalten, das Gemeine entfernen, die krassen Lieder durch zartere, naïve verdrängen; — Sprache ist ja nur das Medium seine Gedanken auszudrücken, nicht das letzte Ziel des Dichters; auf den Volksgeist muss er veredelnd wirken, und dessen äusserliches Auftreten in der Sprache wird, bei reinerer Gesinnung, des Adels neben naturwüchsiger Kraft nicht entbehren müssen.[1])

Die Mission des Volksdichters ist mithin nicht zu unterschätzen, und wie der Dichter, der in der Schriftsprache zum Volke spricht, auf die gesammte Nation wirkt, in demselben Sinn wirkt der Dialektsdichter auf den besonderen Stamm und befähigt zudem das Volk, an den Erzeugnissen der Gebildeten Theil zu nehmen. Deshalb sind auch an ihn dieselben Anforderungen zu stellen, die der Dichter der Schriftsprache befolgen muss.

27. Der Dialekt hat die wahrhaft nationale Poesie geschaffen; dies bestätigt ein Blick in die Literaturen der Völker. Die konventionnelle Büchersprache hat nur im erweiterten Sinn eine Nationalliteratur. Nationaldichter ist man nicht, wenn man deutsch schreibt und griechisch denkt. Corneille hörte auf nationaler Dichter zu sein, als er sich Lukan zum Muster nahm: er leistete der eigentlichen Bildung des Volkes keinen Vorschub. Die Dichter der gebildeten Sprache dichten nur allzuoft ausserhalb des Volkes im Kabinet. Freilich ist nicht zu verkennen, dass ihre Werke des Schönen viel enthalten, was mit Recht unsere Bewunderung erregt; aber den engen Anschluss auch in der Schriftsprache an das Gesammtvolk, an die gesammte Eigenthümlichkeit vermisst man nur allzuhäufig. Beruf des Dichters aber ist es, die wahre Bildung zu fördern, und so muss der

[1]) In Bezug auf den dichterischen Werth vieler dieser in freier Natur wild hervorgewachsenen Blüten werden vielleicht manche, die das Volksleben nicht kennen und überhaupt keinen Sinn für Volksthümlichkeit haben, spöttelnd die Achseln zucken. Solchen sei gesagt, dass das Volk nicht für die Kritik, sondern für sein eigenes Bedürfniss dichtet und sich wenig daran kehrt, ob die Kinder seiner Freude und seines Schmerzes, seiner Sehnsucht und seiner Wehmuth, seiner Laune und seines Muthwillens eine gute Aufnahme in ästhetischen Theekreisen finden. Wenn es diese theueren Kinder um den Herd versammelt hat und sie ihm auf ihren leichtbeschwingten rosigen Flügeln in langen Winterabenden die lachenden Gärten der Phantasie eröffnen oder durch ein schalkhaftes munteres Liedchen die Lebenssorgen von der Stirne scheuchen, so ist es vollkommen befriedigt und hegt und pflegt diese Kinderchen, wie seine Vorfahren es gethan haben und seine Enkel es thun werden. Viele dieser Lieder und Sagen sind mit dem Gemüthsleben des Volkes durch die vielen heimathlichen Erinnerungen, die sie dem Kinde wie dem Greise erwecken, so eng verwachsen und innigst verbunden, dass sie gleichsam mit zur Familie gehören und im Stande sind, wie dies nicht selten der Fall ist, die glühendste Sehnsucht nach der Heimat in der Fremde mit fast zauberischer Gewalt hervorzurufen. Firmenich a. a. O., Vorr.

Digitized by Google

Deutsche gemäss seiner Eigenthümlichkeit für die Bildung gewonnen werden. Man wolle nicht das Individuelle in der Bildung ausrotten, die Völker in dieser Beziehung, so zu sagen, nivelliren und gewaltsam in *eine* Uniform stecken: durch Eigenthümlichkeit und Bildung innerhalb dieser Eigenthümlichkeit mögen die Völker immerhin schroff gegeneinander abstechen, — um so lebendiger wird der gegenseitige Einfluss der Gesammtbildung aller Völker.

IV.

Mundart und Volksbildung.

28. Nachdem wir bis jetzt die Bedeutung der Mundart, deren wichtigen Einfluss auf den Volksgeist, ja die Mundart als mit demselben identisch dargestellt; nachdem wir auf die bedeutsamen und zahlreichen Schätze aufmerksam gemacht, welche die Mundart einschliesst, und die uns über Vergangenheit und Herkunft Aufschluss geben und im Volke selbst wieder lebendiges Selbstbewusstsein zu erwecken am geeignetsten sind; nachdem wir uns der zur Hebung und Pflege unseres Volksthums natürlichen Mittel bewusst sind: ist es jetzt angezeigt, den so äusserst wichtigen Einfluss der Mundart auf die Volksbildung, die Bedeutung der Mundart als erzieliches Moment in Haus und Schule zu besprechen, und die Resultate nachzuweisen, welche eine natürliche, aus dem innersten Wesen des Volkes sich ergebende Volksbildung in *geistiger*, *sittlicher* und selbst *materieller* Beziehung auf das Volk ausübt.

Jede wahre Volksbildung kann sich nur in der Muttersprache vollziehen. Da die eigentliche Muttersprache aber der Dialekt ist, der Inhalt des ganzen Gemüths- und Geisteslebens eines Volkes, so muss von diesem als der reinen unmittelbaren Quelle ausgegangen werden. Wenn wir eine Bildung, die sich blos innerhalb des Dialektes bewegt und vollzieht, *unbedingt* verwerfen, so darf man andrerseits nie aus dem Auge verlieren, dass der Dialekt den Ausgangs-, den Anknüpfungspunkt, die sicherste Grundlage jeder guten Volksbildung abgeben muss. „Wir betrachten die herrliche Anstalt der Natur, welche uns die Rede mit der Muttermilch eingibt und sie in dem Befang des elterlichen Hauses zu Macht kommen lassen will, als die grosse Meisterin auch für den schulmässigen Betrieb der Schriftsprache. Weit entfernt, unser schulmeisterliches Bewusstsein dem häuslichen Herde aufdrängen zu wollen, sind wir vielmehr bestrebt, auch die Aneignung der Schriftsprache dem stillen, bewusstlosen Walten der Natur möglichst anzunähern. Wo aber durch die gegebenen Umstände oder durch die Mängel aller menschlichen Bestrebungen die vollständige Erreichung dieses Zieles versagt ist, da wollen wir zum mindesten trachten, das lebendige und Leben zeugende *Sprachgefühl* möglichst wenig zu stören.“ [1])

29. In der Erziehung darf kein Sprung gemacht werden, und so wie in der Natur sich ein geregelter, allmäliger, aber steter Gang bekundet, so wird die intellektuelle Erziehung des Kindes nur in dem Maasse gelingen, als wir sie der naturgemässen Entwicklung seiner Geisteskräfte näher

[1]) Rudolf v. Raumer, der Unterricht im Deutschen. Besonderer Abdruck aus K. v. Raumers Pädagogik. 3. Aufl. 1857. S. 91 fg.

Digitized by Google

anschliessen. Die harmonische Entfaltung der Geisteskräfte durch eine verkehrte Erziehung stören, heisst nicht die Jugend bilden, sondern verbilden und zu Grunde richten.

Die ersten Laute, die dem Kind von der Mutter Lippen entgegentönen, sind von äusserst wichtiger Bedeutung und für die spätere Kultur entscheidend. So wie die Eltern die Faktoren des physischen Lebens beim Kinde sind, so geht auch durch ihre Anregung das geistige Leben auf das Kind über. Sogar der Säugling, der wegen Mangel an Übung noch nicht im Stande ist, die aufgefassten Laute wiederzugeben, versteht schon in gewissem Sinn die Sprache. Die Anschauung, durch gleichtönenden Klang wiederholt erregt, ist gewonnen, das Gedächtniss aber noch zu schwach, die Wortformen aufzunehmen. Die einfachen Laute fixiren sich zuerst und diese ahmt auch das Kind zuerst nach. Auf diese anfangs äusserst mühsame Weise bildet sich wie der Sprachschatz so die Sprachform und in harmonischem Verein zugleich der Geist in unauslöschlichem Gepräge, aber in dem Maasse schneller, als das Kind grössere geistige Anlagen besitzt und der sprachliche Verkehr mit demselben lebhafter ist. Je mehr aber errungen wird, in desto grösserer Proportion geschieht dieser Sprachbildungsprozess. Hier wird der erste unumstössliche Grund zur künftigen Ausbildung des Menschen gelegt. Diese Operation durch Vermischen mit *fremden* Klängen stören, oder, nachdem sie einmal vorgenommen, ohne jedoch ihren Abschluss gefunden zu haben, an einer anderen Sprache wieder aufnehmen, — das kann gewiss nicht die gültige Norm für die sprachliche Erziehung in der Volksschule abgeben.

Die ersten Faktoren zur Sprachbildung sind also die Eltern und Hausgenossen, vor allen die Mutter.

Das Kind tritt mit Gespielen zusammen, Wortschatz und Fertigkeit im Ausdruck entwickelt sich in gegenseitiger Anregung immer mehr. Da das Kind zumeist nur die Ausdrücke behält und zu seinem Eigenthum macht, die es im Umgang zu gebrauchen gedenkt, so ist es in dieser Zeit nicht gleichgültig, welche Wahl bei den Gespielen zu treffen sei.

Eine Sprache ist um so reicher und gebildeter, je grössere Fortschritte ein Volk in seiner Geistesbildung gemacht hat. Dasselbe gilt vom Individuum: je höher die Stufe der Geistesbildung ist, auf der die Eltern stehen, desto grösseren Einfluss werden sie auf die sprachliche und zugleich geistige Ausbildung des Kindes üben, wofern sie sich nur genügend um dasselbe kümmern.

Nach und nach erweitern sich die Begriffe durch die immer grösser werdenden Beziehungen des Kindes mit der Aussenwelt; es entwickelt sich eine weiter gehende Serie von Begriffen, Geist und Sprache erweitern sich in immer grösseren concentrischen Kreisen, wie bei der Entwicklung des Baumes, stets aus der Tiefe heraus, aus dem ersten Kerne. Nur auf der von der Natur gegebenen Basis kann ein organisches Ganzes, eine organische Volksbildung entstehen. Der Dialekt ist die Grundlage.

30. Allerdings findet sich in den Kindern bei ihrem Eintritt in die Elementarschule eine grosse Verschiedenheit der geistigen und sittlichen Anlagen zur Schulbildung vor; aber trotz der noch so hervortretenden verschiedenen Schattirungen in der bisherigen nur häuslichen Erziehung wird man immer und überall dieselbe gleiche Grundlage für Sprache, Gefühl und Denkart antreffen, und hieran sind die ersten Ringe der grossen Kette der Volksbildung anzuknüpfen.

Digitized by Google

Die Schule darf vom Hause nicht absehen, vielmehr muss zwischen Haus und Schule eine beständige Wechselwirkung herrschen zur Verfolgung des grossen Zieles, zur Anstrebung einer wahren Menschenbildung. Da die Schule wieder für das häusliche Leben, für die menschliche Genossenschaft bildet, und der Mensch sich ausserhalb der geistigen Gemeinschaft nicht entwickeln kann, so darf die Erziehung des Kindes sich nicht ausserhalb der Verbindung mit anderen vollziehen. Die Genossenschaft, in welche das Kind nunmehr eintritt, die Schule, leitet, ohne sich von dem elterlichen Hause, dem häuslichen Leben als seiner Wurzel zu trennen, indem sie vielmehr die häusliche Erziehung fördert und erweitert, naturgemäss zum kirchlichen und bürgerlichen Leben über durch zwei Momente: Erziehung und Unterricht. Die Schule sei also für das Kind ein erweiterter Familienkreis, in dem es sich eben so heimisch fühle als inmitten der Eltern und Hausgenossen. Die zarten Keime, die durch die häusliche Erziehung geweckt werden, sollen sich in der Volksschule naturgemäss entwickeln und zur Blüte entfalten. Wo das Vaterhaus nur mangelhaft seine Pflicht in Bezug auf Ausbildung des Geistes und des Herzens erfüllt hat, übt diese Gemeinschaft einen wohlthätigen Einfluss auf das vernachlässigte Geschöpf schon dadurch aus, dass das Kind mit anderen Kindern verkehrt und sich an denselben bildet.

Betritt das Kind des Luxemburgers den Schulsaal, so besitzt es keine andere Sprache als seine Mundart. Es kommt nur ausnahmsweise vor, dass das Kind durch häuslichen Verkehr deutsch oder französisch sprechender Eltern der hochdeutschen Schriftsprache oder des Französischen einigermaassen mächtig ist. Auf diese seltene Ausnahme darf beim Volksunterricht nicht reflektirt werden, da zudem diese Kinder zumeist — ob zu ihrem Vortheil? — durch Verkehr mit den Hausgenossen und Gespielen auch die Mundart sprechen und sich am Ende doch am liebsten in dieser bewegen, und namentlich, worauf ja alles ankommt, da es sich hier um allgemeine gesunde Bildung unseres Volkes handelt. Bei seinem Eintritt in die Volksschule spricht, denkt und fühlt das luxemburger Kind nur in seiner deutschen Mundart.

Ich habe mich bestrebt, die tief psychologische Bedeutung der Mundart und ihre Wirkung auf Volk und Volksgeist oben nachzuweisen. Wollte man dieser Eigenthümlichkeit in der sprachlichen Erziehung keine Rechnung tragen, indem man dem eben in die Schule aufgenommenen Kinde gleich ein fremdes Objekt, die hochdeutsche Schriftsprache oder wol gar das Französische vorhielte, etwa auch beides mischte: so würde man die Erziehung, welche das Kind im väterlichen Hause genossen, nicht verwerthen und von neuem, von den ersten Elementen ausgehend, mühsam die ganze logische Kette der Begriffs- und Sprachentwicklung durchlaufen müssen, um nach jahrelangem Ab- und Umwege wieder da anzulangen, wo das Kind auf einem einfacheren, natürlichen Gange schon längst angekommen war; so würde man das Kind von seinen bisherigen Errungenschaften, der natürlichen Wurzel für eine organische, wahre Volksbildung trennen, und statt eines mit vollständiger Sprache begabten Wesens, das nach der von der Natur vorgezeichneten Methode weiter erzogen werden soll, stände ein sprachloses Wesen jämmerlich vor dem bedauernswerthen Lehrer.

31. Das eben ist das Charakteristische der Volksbildung, dass sie alle Stände, Alter und Geschlechter eines Volkes ergreift. Alle müssen in der Volksschule dieselbe Bildung genossen haben, damit ein enges Band sich um alle Glieder des Volkes schlinge und sowol den gebildeten als den gemeinen

Digitized by Google

Mann zu wohlverstandenem Interesse zusammenhalte; damit der einfache Mann von dem Bewusstsein erfüllt werde, dass zwischen ihm und dem Gebildeten keine unübersteigliche Kluft gähne, dass er vor den höheren Ständen nicht fremd dastehe, diese vielmehr sein Wohl und Wehe verstehen und theilen; und damit andrerseits der Gebildete, der durch Erziehung und höhere wissenschaftliche Bildung über das Volk entrückt ward, dennoch wohlthuend wirkend immer wieder in die bekannten Volkskreise herniedersteigen könne und seines Volkes Bedürfnisse und unveräusserliche Eigenthümlichkeit kenne und schätze und als seine eigenen ansehe.[1]) Erziehung durch französisch sprechende Bonnen, ja Bonnenerziehung überhaupt auch innerhalb der Muttersprache verleiht nie diese demokratische Weihe; die Kinder werden dadurch dem Volke entfremdet und das so entstandene kalte Verhältniss wird sich zumeist nie verwischen.

32. Das Volk soll *in* seiner Muttersprache und *für* dieselbe erzogen werden. Das ist das Medium, worin ächte Volksbildung sich vollziehen muss, und zugleich der Hauptzweck wahrer Volksbildung. Das materielle Moment der Volksbildung, d. h. die Masse der zu erwerbenden Kenntnisse erleidet dann keine Schwierigkeit, da sich alles naturgemäss dem Organismus ansetzt. Das formal entwickelte Sprachbewusstsein vollzieht sich immer an Objekten, die dadurch dem kindlichen Geiste aufhören fremd zu sein. Muttersprache ist Hauptobjekt der Volksbildung, daran reihen sich in untergeordneter Stufe die übrigen zu erwerbenden Kenntnisse, soweit sie in den Kreis des volksthümlichen Lebens eingreifen. *Alles Material, in dem Medium der Muttersprache aufgefasst, wird wahrhaft Eigenthum des Volkes.*

So wie ein Volk, wenn es anders nicht sein eigenthümliches Volksgepräge verlieren, als Volk absterben soll, seine Landessprache nicht aufgeben kann, ebenso wahr muss sein, dass es nicht anders als durch die Landessprache grossgezogen werden kann.

„In der Schule, sagt Raumer, haben wir allerdings nur die Schriftsprache zu lehren, aber wir sollen dies in einer Weise thun, welche die Volksmassen mit schonender Hand von ihrer angestammten Mundart zur Schriftsprache hinüberleitet. Gelingt uns dies, so dürfen wir hoffen, dass auch die Schriftsprache in dem Umfang, in dem es sein soll und kann, ein natürliches Eigenthum des Volkes werden wird. Überspringen wir aber die von der Natur gesteckten Grenzen, so rauben wir dem Volk seine natürliche, angestammte Sprache, in der es sich frei und sicher bewegt, und zwingen ihm dafür eine Sprache auf, die ihm fremd und widernatürlich bleibt.“ [2]) Wenn dem Kinde die Schriftsprache als fremdes Objekt vorgeführt wird, wenn das Kind alsdann nothwendigerweise von seinem früheren

[1]) Wir nennen eigentliche Volksschule diejenige, welche alle Kinder des Volkes in Stand setzen will, sich die allgemeine menschliche und christliche Bildung zu verschaffen. Wir haben dabei zunächst die grosse Menge der Kinder im Auge, welchen fast alle andere Bildungswege völlig verschlossen sind, und welchen die Schule bis dahin, wo sie ins bürgerliche Leben übergehen, bereits alles sein und leisten soll, was ihre geistigen Anlagen erfordern. Die Volksschule soll demnach die allgemeine Bildung fördern. Das ist aber eine solche Bildung, die durch alle Stände der Gesellschaft hindurchgeht, in welcher freie Seelenthätigkeit, mit Lauterkeit und Wahrheit des inneren Lebens, und mit Tüchtigkeit zu jedem zeitlichen Berufe, überhaupt ein gesundes, vernünftiges, christliches Leben sich entfaltet. München, Universallexikon der Erziehungs- und Unterrichtslehre, 1845, Bd. III, 441.

[2]) Raumer a. a. O., 106. — Dass unbedingt alle Unterrichts-Fächer in deutscher Sprache zu lehren sind, ist aus dem Gesagten so einleuchtend, dass ich mich der Mühe entheben kann, die vielleicht im Stillen gemachte gegentheilige Behauptung speziell zu widerlegen.

Digitized by Google

Denken, Sprechen und Fühlen absehen muss, so wird es die Schule nicht liebgewinnen können, weil es sich dort nicht heimisch fühlt. Werden jedoch seine bisherigen geistigen Errungenschaften mit in die Schule hineingezogen und benutzt, so bietet die Schule ihm eine willkommene geistige Gymnastik; in vollständigem Zusammenhang mit der häuslichen Erziehung enthüllt sich ihm jetzt eine neue Welt von Begriffen, mit offenem Auge und vollem Bewusstsein erfasst es die Resultate seines geistigen fortschreitenden Strebens und weiss sie auf der Stelle anzuwenden. Diese Resultate sind so tief eingeprägt, dass deren Gebrauch im späteren Leben nie abhanden kommen wird.

Die Muttersprache und deren Vergleich mit der Mundart darf zuerst nur alleiniges Objekt im Programm der Volksschule sein und muss auch für die folgenden Jahre Hauptobjekt bleiben, immer jedoch mit Rücksicht auf die Mundart, die aber mehr und mehr, zuletzt ganz zurücktritt. Für die ersten Jahre gilt neben dem deutschen Lesen und Schreiben namentlich der Anschauungsunterricht, später die Erklärung gelesener Stücke, die vorzugsweise sachlich zu betreiben ist. Zum Verständniss des Inhaltes wird ein den Kindern bekannter, der Mundart entnommener Ausdruck gesetzt. Je mehr der Schüler seinen schriftdeutschen Sprachschatz erweitert, desto weniger wird von der Mundart bei der Erklärung von Lesestücken Gebrauch gemacht und, statt mundartlicher Ausdrücke, Formen und Wendungen, sinnverwandte Wörter und Wendungen der Schriftsprache angewendet. So kann man zum Verständniss des Inhaltes und zur Uebung ganze Lesestücke in die Mundart und umgekehrt übersetzen lassen. [1])

[1]) Ganz richtig ist der Gedanke, dass der Unterricht in der Volksschule von der gesprochenen Mundart auszugehen hat. Die gesprochene Mundart ist die eigentliche Muttersprache des Schülers, mit ihr ist er aufgewachsen, und sie ist das ursprüngliche Organ seiner Gedanken und Empfindungen. Es wird deshalb die Aufgabe der Volksschule sein, den Schüler, soweit er sich überhaupt an der Schriftsprache betheiligen soll, von seiner Mundart zur Schriftsprache hinüberzuleiten. Dem ganzen Zweck und Charakter der Volksschule gemäss wird dies aber möglichst auf dem Wege praktischer Uebung zu geschehen haben. Der Volksmundart, die der Schüler aus dem elterlichen Hause mitbringt, kommt von der anderen Seite das Lesen der schriftdeutschen Bücher, das Singen der schriftdeutschen Lieder und das Hören der mehr oder weniger schriftdeutschen Predigt entgegen. Unzähligemal wird den Religionslehrer die blosse rein sachliche Erklärung nöthigen, zur Mundart seiner Schüler hinabzusteigen. Dieselben Dinge werden dann ohne alle Beziehung auf Sprachunterricht auch wieder schriftdeutsch ausgedrückt und so entsteht ein Herüber und Hinüber zwischen Volksmundart und Schriftdeutsch, das den Schüler schon ohne allen besonderen Sprachunterricht zu einem leidlichen Verstehen des Schriftdeutschen führt. Soll nun aber der Schüler, etwa im Religionsunterricht, selbst sprechen: so wird er sich anfänglich vollständig seiner Mundart bedienen, nach und nach aber wird er in der Unterrichtsstunde mehr und mehr Schriftdeutsches in seine Mundart mischen. So lernt der Schüler nach und nach ein Stück Schriftdeutsch in einer Weise, die mit dem ursprünglichen Erlernen seiner mundartlichen Muttersprache weit mehr Ähnlichkeit hat als mit der Art, wie wir in den Schulen Lateinisch oder Griechisch lernen. In derselben Zeit geht mit dem Erlernen und Üben des Lesens das Erlernen und Üben des Schreibens Hand in Hand. Der Schüler schreibt die schriftdeutschen Wörter nach, die ihm der Lehrer an der Tafel vorschreibt, er kopirt nach und nach ganze vorgeschriebene Sätze, und gewöhnt sich so einigermaassen an die schriftdeutschen Formen. Soll er nun aber ohne Vorlage etwas eigenes zu Papier bringen, so wird er stutzen und selten wissen, wie man dies angreift. Er bedarf demnach hiezu einiger Anleitung, nicht „zum Auffinden des Gedankeninhalts", sondern dazu, wie man gedachte und gesprochene Worte in geschriebene Buchstaben fasst und die Gedanken, die man zu Papier bringen will, ordnet. Den einfachsten Übergang hiezu vom blossen Abschreiben des Vorgelegten bildet das Diktiren und das Korrigiren des Diktirten. Es versteht sich von selbst, dass man hiemit nicht zu warten hat bis zur Vollendung der oben angegebenen Übungen. Vielmehr kann das Diktiren sehr bald mit dem Abschreiben Hand in Hand gehen. Schon bei dem Niederschreiben des Diktirten wird sich die Neigung der Kinder zeigen, die Eigenthümlichkeiten ihrer Mundart geltend zu machen. Noch weit mehr aber und in viel grösserer Ausdehnung wird dies der Fall sein, wenn man sie dann und wann etwas eigenes, eine kleine nacherzählte Geschichte oder dergleichen zu Papier bringen lässt. Hier wird, auch abgesehen von Ungeschick und Nachlässigkeit, in unzähligen Fällen nicht so geschrieben werden, wie das Buch schreibt,

Digitized by Google

33. Durch dieses Verfahren wird der heillose Missbrauch beseitigt, schon auf den unteren Stufen dem Kinde zuzumuthen, gleichsam auf anatomische Weise die Schriftsprache zu erlernen. Nichts ist unnatürlicher, dem Charakter des Kindes widriger, für das künftige Leben des Schülers weniger einträglich als diese in Deutschland längst aufgegebene Methode, ein theoretisches Verstehen der Sprache beim Volke erzielen zu wollen. „Den geheimen Schaden, sagt Grimm in der ersten Ausgabe seiner deutschen Grammatik, den dieser Unterricht (die eigene Landessprache aus deutschen Sprachlehren zu lehren und zu lernen), wie alles überflüssige, nach sich zieht, wird eine genauere Prüfung bald gewahr. Ich behaupte nichts anders, als dass dadurch gerade die freie Entfaltung des Sprachvermögens in den Kindern gestört und eine herrliche Anstalt der Natur, welche uns die Rede mit der Muttermilch eingibt und sie in dem Befang des elterlichen Hauses zu Macht kommen lassen will, verkannt werde. Die Sprache gleich allem natürlichen und sittlichen ist ein unvermerktes, unbewusstes Geheimniss, welches sich in der Jugend einpflanzt und unsere Sprechwerkzeuge für die eigenthümlichen vaterländischen Töne, Biegungen, Wendungen, Härten oder Weichen bestimmt; auf diesem Eindruck beruht jenes unvertilgliche, sehnsüchtige Gefühl, das jeden Menschen befällt, dem in der Fremde seine Sprache und Mundart zu Ohren schallt; zugleich beruht darauf die Unlernbarkeit einer ausländischen Sprache, d. h. ihrer innigen und völligen Uebung. Wer könnte nun glauben, dass ein so tief angelegter, nach dem natürlichen Gesetze weiser Sparsamkeit aufstrebender Wachsthum durch die abgezogenen, matten und missgegriffenen Regeln der Sprachmeister gelenkt oder gefördert würde, und wer betrübt sich nicht über unkindliche Kinder und Jünglinge, die rein und gebildet reden, aber im Alter kein Heimweh nach ihrer Jugend fühlen?... Sind aber diese Sprachlehren selbst Täuschung und Irrthum; so ist der Beweis schon geführt, welche Frucht sie in unseren Schulen bringen und wie sie die von selbst treibenden Knospen abstossen statt zu erschliessen. Wichtig und unbestreitbar ist hier auch die von vielen gemachte Beobachtung, dass Mädchen und Frauen, die in der Schule weniger geplagt werden, ihre Worte reinlicher zu reden, zierlicher zu setzen und natürlicher zu wählen verstehen, weil sie sich mehr nach dem kommenden inneren Bedürfniss bilden, die Bildsamkeit und Verfeinerung der Sprache aber mit dem Geistesfortschritt überhaupt sich von selbst einfindet und gewiss nicht ausbleibt. Jeder Deutsche, der sein Deutsch schlecht und recht weiss, d. h. ungelehrt, darf sich nach dem treffenden Ausdruck eines Franzosen: eine selbsteigene, lebendige Grammatik nennen und kühnlich alle Sprachmeisterregeln fahren lassen.“ [1])

So wie das Kind ohne Grammatik in den Besitz der Mundart gelangte, so kann es sich auch die Schriftsprache ohne grammatische Künstelei aneignen und zwar im engen Anschluss an die Mundart durch Gegensätze und Verwandtschaft. Man wolle nicht unsere Bauern und Handarbeiter

sondern so wie der Schüler spricht. Doch wird der Schüler ohne alle besondere Anweisung in der Regel nicht seinen Strassendialekt, sondern er wird die Mischung von Mundart und Schriftdeutsch schreiben, die er in der Schule zu sprechen sich gewöhnt hat. An dieses Mittelding nun hat in der Volksschule der Unterricht in der Rechtschreibung anzuknüpfen. Er soll allerdings die Sprache, die der Schüler *schreibt*, möglichst annähern der Sprache, die er in seinen Büchern *liest*. Aber nicht diese regelrechte Übereinstimmung dessen, was der Bauer und Handarbeiter schreibt, mit der Büchersprache ist die wesentlichste Aufgabe der einfachsten und elementarsten Volksschule, sondern möglichste Geläufigkeit im Schreiben überhaupt, damit nicht hinter Pflug und Ambos die edle Kunst des Schreibens gänzlich wieder vergessen werde. Raumer a. a. O., 102 fg.

[1]) Grimm, Gramm., erste Ausg., I, IX—XI.

Digitized by Google

zwingen, „über das Denken zu denken und Aufsätze zu schreiben, zu denen sie sich erst durch künstliche Mittel den Gedankeninhalt herbeischaffen müssen. Wir dagegen sind der Meinung, dass man für das Wohl dieser Stände am besten sorgt, wenn man sie mit solch schalem Abhub von den Tafeln der Reichen verschont und sich dafür recht ernstlich bemüht, sie dahin zu bringen, dass sie die hochdeutschen Bücher lesen können, die für sie bestimmt sind, und die Dinge einigermaassen zu Papier bringen, die das Leben von ihnen verlangt. *Lesen* und *Schreiben*, die alten Elemente der Volksschule, sind es auch heute noch, und jeder nicht hierauf abzielende Unterricht in der deutschen Sprache ist der Volksschule verderblich.“ [1]) Die künstliche Methode durch Grammatik dem Kinde die Sprache beibringen zu wollen, ist ganz aufzugeben, und das Studium der Grammatik auf ihr richtiges Maass zu beschränken: die Sprachkenntnisse des Kindes zu regeln. In der Elementarschule darf der grammatische Unterricht nichts anders bezwecken, als den Schüler zur Handhabung der deutschen Schriftsprache zu befähigen; ihr Zweck ist somit ganz praktischer Natur, oder, da die Theorie, die auch der allerelementarsten Grammatik zu Grunde liegt, nicht gänzlich beseitigt werden kann, so ist der grammatische Unterricht in der Volksschule dahin zu bestimmen, „dass hier die Theorie im Dienste der Praxis steht, das Wissen im Dienst des Könnens.“ Ein klein Stück Grammatik ist insofern in der Volksschule nothwendig, als der Schüler zur Kenntniss dessen gelangen muss, „was in der Schriftsprache *richtig* und was *falsch* ist“; dabei sind jedoch nur die zum richtigen Schreiben unentbehrlichsten Dinge zu berühren. „Dahin gehören aber vor allem die richtige Wiedergabe der Laute (Orthographie) und die Richtigkeit in der Beugung der Wörter (Formenlehre).“ Dazu beschränkt sich die Einübung dieses Stoffes nur auf das, „was der Schüler nicht ohnehin schon mit Sicherheit handhabt, weil er es aus seiner Mundart mitbringt.“ Die eigentliche Syntax gehört nicht in die Volksschule, sondern ist den Gymnasien und namentlich der Universität aufbehalten. In der Volksschule ist die Aufgabe der Syntax, „an den Satzbildungen, deren das Volk sich ohnehin bedient, nur gerade soviel zu ändern als die Übereinstimmung mit der Schriftsprache verlangt. Dahin gehört also erstens die Konstruktion der Wörter, wenn die Mundart von der Schriftsprache abweicht, und zweitens die Beseitigung solcher Satzbildungen, welche der Schriftsprache fremd sind, und ihre Ersetzung durch die entsprechenden schriftdeutschen. Damit ist den Bedürfnissen des Volkes in Bezug auf das Schreiben der hochdeutschen Schriftsprache Genüge gethan. Denn wer das angegebene Ziel erreicht, der schreibt ein in syntaktischer Beziehung tadelloses Schriftdeutsch, dagegen ist die Einübung künstlicher und verschlungener Satzbildungen, welche der Sprache des Volkes fremd sind, für das Schreiben nicht nur überflüssig, sondern geradezu verderblich.“ [2]) Für den grammatischen Unterricht in der Volksschule wäre sehr förderlich ein grammatisches Handbüchlein, das sich eng an die Volkssprache anlehnen und das Kind aus seiner Mundart zum richtigen Gebrauch der Schriftsprache überleiten würde. Jedenfalls hat der Lehrer in Ermanglung eines ähnlichen Handbuches stets auf die Mundart hinzuweisen, an sie anzuknüpfen.

Wie verkehrt und geisttödtend ist also die Methode, das allzugefällige Gedächtniss des Kindes ohne Maass ohne System, auf Kosten des Verstandes und Herzens, mit vielem gelehrten Wust an-

[1]) Raumer a. a. O., 94.

[2]) Vgl. Raumer a. a. O., 92, 109, 110.

Digitized by Google

zufüllen! Weiss auch das Kind am Ende des Schuljahres auswendig gelernte, unverstandene, unverdaute Regeln und Begriffsbestimmungen herzusagen, weiss es auch die logische und grammatische Analyse meisterhaft zu handhaben; — man täusche sich nicht, Fortschritte hat es nicht gemacht, Herz und Verstand sind leer! Es ist dies ein Abrichten, kein Unterrichten! Darf es uns wundern, dass der Schüler, sobald er das Glück hat der Schule zu entrinnen, nichts eiligeres zu thun hat, als den unnützen, ihm widerlichen Plunder möglichst schnell zu vergessen? Aus diesem falschen Unterrichtsprincip geht auch der Missbrauch hervor, das Lesebuch, ganz im Dienste einer unheilvollen Methode, zur Einübung der Formenlehre und der Syntax zu benutzen. Eine solche Benutzung des Lesebuches „zerstört erstens den Eindruck der trefflichsten Sachen und verdirbt die Freude daran; und zweitens führt sie die Schüler gänzlich in die Irre darüber, wie man lesen muss und worauf es beim Verstehen des Gelesenen ankommt.“ [1])

34. Wie oft haben wir Gelegenheit die traurigen Früchte einer unsinnigen Lehrmethode an unseren Handwerkern und Bauern zu bemerken! Die Anstrengung, das Ringen nach dem richtigen Ausdruck tritt uns in jeder ihrer Satzbildungen entgegen: sie finden weder Worte noch Wendungen, die Folge des künstlichen Betriebes der deutschen Grammatik in der Volksschule. Wer sieht nicht lieber, dass der Mann aus dem Volke mundartliche Ausdrücke und Wendungen in das Schriftdeutsche mischt, sich dabei aber einfach und natürlich ausdrückt, als Zeuge zu sein dieser Unfruchtbarkeit, die aus der Negation des mundartlichen Elementes entstanden ist, dieser Scheu, die der Arbeiter, der Bauer vor jedem Buche hat, weil er über all dem gelehrten Zeug nicht in das Verständniss des Gelesenen eingeführt worden? Diese Scheu hat grosse Ähnlichkeit mit dem Aberglauben, der Scheu vor den unerkannten, wenn auch wohlthätigen Naturkräften. Findet auch der Gebildete in den schriftlichen Aeusserungen des Volkes mundartliche Anklänge in Ausdruck und Wendung, vermisst aber daneben nicht die Einfachheit und Natürlichkeit, diese Perlen ächten Volksthums, so wird er sicher an den harmlosen Eindringlingen weniger Anstoss nehmen, als ihn die „Verschrobenheit anwidern wird, die sich der kunstreicheren Büchersprache bedienen möchte, ohne es doch zu vermögen.“

35. Obgleich ich hier die Unterrichtsfrage nur in so fern berühre, als bei Erlernung der deutschen Schriftsprache die Mundart zu Grunde gelegt werden soll, und jeder von politischen Leidenschaften und Vorurtheilen freie Luxemburger die Konsequenzen aus dem Gesagten in Betreff der *Erlernung der französischen Sprache in der Volksschule* selbst zu ziehen vermag; so kann ich doch nicht umhin, wenigstens einige Worte der Beleuchtung diesem so wichtigen Gegenstande zu widmen und in meine Abhandlung miteinzuflechten, um so mehr, da die Elementarschule sowol zur Förderung als Fälschung des Nationalcharakters wesentlich beiträgt.

Kaum hat das luxemburger Kind begonnen, die deutsche Schriftsprache durch Anschauungs- und vielleicht Sprechunterricht, zumeist aber durch die künstliche Methode eines trockenen Regelwerks, so gut es eben gehen mag, sich anzueignen; so wird es mit dem zweiten Jahre in die Mysterien einer zweiten, noch unbekannteren Grammatik eingeweiht und ihm so vollends jede naturgemässe Entwicklung aus seinem innersten, ursprünglichen Wesen heraus zu einer reinen Unmöglichkeit gemacht. Ausser der Mundart, an deren Verwerthung in der Volksschule nicht gedacht wird, besitzt

[1]) Raumer a. a. O., 113.

Digitized by Google

das Kind noch keine Sprache; es ahnt nur von selbst die Ähnlichkeit, die Verwandtschaft, die zwischen Mundart und deutscher Schriftsprache besteht; — und doch wird ihm zugemuthet, die ihm gänzlich unbekannte französische Sprache zu erlernen. So wird in unserer Volksschule ein die natürliche Entwicklung des innersten Geisteslebens zerstörender Dualismus grossgezogen, ein anormaler Zustand heraufbeschworen, der bei den noch so tüchtigen Anlagen unseres Volkes die geistigproduktive Kraft hemmen und allen idealen Schwung unmöglich machen muss. Kind und Lehrer stehen rath- und hilflos vor den beiden Grammatiken, das Programm jedoch ist vorgezeichnet; — und so müht sich denn in Gottes Namen der Lehrer so lange mit dem Kinde ab, bis dasselbe betäubt, bewusstlos die Regeln der beiden Sprachlehren und wegen der Sprachenparität in deutscher und französischer Sprache herzusagen weiss. Ich kenne Leute, die auch nicht ein Sterbenswörtchen Französisch verstehen, doch aber im Stande sind, in einem Athem all die gelehrten Definitionen und Regeln in französischer Sprache herunterzuleiern. Die gesprochene Mundart, die deutsche Schriftsprache und das Französische in der Volksschule — ist das nicht der moderne Thurmbau von Babel?

Anerkennenswerth ist es, dass in dieser Beziehung eine kleine Besserung in letzter Zeit eingetreten ist, Dank den Bestrebungen einsichtsvoller Männer. Es gelang ihnen die armen Kleinen wenigstens das erste Jahr ihrer elementaren Bildung von dem französischen Unwesen zu befreien. Wie wenig, und doch wie viel, da die Besserung angebahnt! Eine hohe Regierung, die wahrhaft väterlich und mit grossen Opfern sich um die Interessen des Volkes kümmert, wird, nachdem die Schäden unseres Unterrichtswesens blos liegen, die Initiative zu Reformvorschlägen zu ergreifen nicht verfehlen, zumal da ganz Europa von der Strömung erfasst ist, den Bedürfnissen des Volkes in dieser Beziehung Rechnung zu tragen. Wo es sich um das Wohl der Volksbildung handelt, sind alle politischen Leidenschaften gänzlich fern zu halten, will man nicht alles an der wahren Volksbildung verderben. [1])

Es gibt kein Volk auf Erden, dem der Vortheil geworden, zwei Muttersprachen zu besitzen und in denselben grossgezogen zu werden. So wie das Kind nur eine Mutter haben kann, so spricht das Volk nur eine Muttersprache, sein unveräusserliches mütterliches Erbtheil.

[1]) Der „nederduitsche Bond van Antwerpen", ein in dieser grossen Handelsstadt für Erhaltung und Hebung des vlämisch-niederländischen Sprachgeistes und Volkssinnes thätiger Verein, hat an die Abgeordnetenkammer in Brüssel eine Bittschrift gerichtet, welcher jeder Menschenfreund nur den besten Erfolg wünschen kann. In dieser Vorstellung heisst es: „Auf beinah sämmtlichen Unterrichtsanstalten des Staates ist unsere Muttersprache, als Vermittlerin der Gedanken, in unwürdiger Weise verdrängt, und selbst unter günstigeren Verhältnissen ist ihr mit Noth der untergeordnete Rang der ausländischen Sprachen (deren Unterricht eingeführt ist) angewiesen. Dies ist eine schmachvolle Verkennung unserer Sprache! Vom ersten Schritte, den der Vlaming auf der Bahn des Lebens thut, und den ganzen Weg entlang, den er zu seiner Geistesbildung zurücklegen hat, wird ihm der Gebrauch seiner Muttersprache untersagt, erhält er von seinem eigenen Lande den Unterricht in einer fremden Sprache und muss er im Schoosse von Vlämisch-Belgien als ein *Ausgestossener ohne Vaterland* sich fühlen. Dies ist eine Kränkung seiner Rechte als Mensch und als Bürger! Der Geist, welcher gewohnt war, bei der Arbeit des Gedankens diesen in ein vlämisches Gewand zu kleiden, dem das tägliche Leben in vlämischen Sprachformen entgegentritt, muss sich selbst verläugnen, sobald er in den Dunstkreis des Unterrichts tritt, wo er nur französisch lernen, denken und fühlen soll. Dies ist eine *Naturwidrigkeit*, welche für Geistesentwicklung nur nachtheilig sein kann. Dies dürfte genügen, um Ihre Aufmerksamkeit auf diesen wichtigen Gegenstand zu lenken und um die Abstellung unserer gerechten Beschwerde herbeizuführen. In Ihrer Sorge für den Unterricht, in Ihrer Ueberzeugung, dass strenge Rechtserfüllung das Wohl des Staates bildet, dass die *Muttersprache das heiligste Erbe eines Volkes ist*, werden Sie Sich beeilen, Folge zu geben unserem Gesuche: dass in den vlämischen Provinzen unseres Landes für alle Grade des Unterrichts, sowie seinen Preisbewerbungen und Prüfungen, *dem Vlämischen die Stelle eingeräumt werde, welche das Französische seit beinahe einem halben Jahrhundert unrechtmässigerweise einnimmt.*" (Mag. f. Lit. d. Ausl.)

Digitized by Google

Die Einheit der Erziehung fordert absolut, dass keine fremden Elemente die Volksbildung verderben, dass mit Erlernung einer fremden Sprache abgewartet werde, bis die intellektuelle Kraft des Kindes entwickelt und es in den Stand gesetzt ist, in seiner Muttersprache „nicht nur seine Gedanken richtig und geläufig auszudrücken, sondern auch das Gesprochene und Geschriebene anderer Menschen richtig zu verstehen.“ Die Muttersprache „ist das einzige Mittel der Vereinigung und Mittheilung zwischen Lehrer und Lernenden; sie ist Vermittlerin aller Bildung des Geistes und Herzens, des Denkens, Empfindens und Glaubens. In ihr ist Herz und Geist, Verstand und Empfindung, Wahrheit und Einfalt vereint.“ [1])

36. Übrigens wirft die Erlernung der französischen Sprache in der Volksschule, wenn ich diese geistige Tortur so bezeichnen darf, für das spätere Leben des Schülers einen äusserst spärlichen Gewinn ab; schadet aber in erschrecklicher Weise nicht nur der Ausbildung in der Muttersprache, sondern auch dem volksthümlichen Gepräge und dem nationalen Bewusstsein; der bedauernswerthe Lehrer wird genöthigt seine besten Kräfte einem undankbaren Geschäft zu widmen. Ein solcher Unterricht, der dem Wesen des Schülers so widernatürlich ist, weil weder Geist noch Herz davon ergriffen wird, kann unmöglich nachhaltig wirken; auch wird niemand läugnen, dass nach dem Austritt des Schülers aus der Elementarschule von der gelehrten Sprachmengerei, die dem nur allzugefälligen Gedächtniss des Kindes so sorgfältig aufgedrängt worden, [2]) in einigen Jahren fast alles spurlos verschwunden sein wird.

Die Gründung von Bürgerschulen (höheren Volksschulen) in unserem Vaterlande ist mir ein Beweis, dass der gerügte Misstand ziemlich allgemein empfunden wird. Diese Schule gibt für Erlernung der französchen Sprache, die unsere — allerdings bis zum Ruin unserer gewöhnlichen Volksschule, bis zur Negation oder doch Vernachlässigung unseres Volksthums allzuhoch geschraubte — Grenzlage gegen Frankreich und Belgien zu fordern berechtigt scheint, das geeignete natürliche Feld ab; nur muss auch hier die Grammatik wieder praktischen Zwecken dienen und namentlich nicht sowol auf korrektes Schreiben als vielmehr auf möglichst gewandten Gebrauch dieser Sprache im Leben abzielen. Wollte man die an die Volksschule behufs Erlernung der französischen Sprache gestellten Anforderungen mit dem wahren, einfachen Zweck jeder guten naturwüchsigen Erziehung im Volksgeiste zu vereinbaren suchen, so darf doch nicht daran gedacht werden, an die schon allzukurze Zeit von sechs Jahren, die der Volksbildung in unserem Lande gewidmet werden, zu rühren, sondern füge ein siebentes Jahr oben an, das der fremden Zunge fast ausschliesslich gewidmet sei.

---

[1]) Vgl. Münch a. a. O., 137 fg.

[2]) Instruire l'ignorante enfance en ce qui lui importe de connaitre, c'est le devoir de l'éducation; mais vouloir lui prodiguer des connaissances que, par incapacité et faiblesse d'esprit, elle ne peut pas encore s'approprier, *c'est vouloir son bien et ne pas savoir le faire.* Par là on chargera beaucoup la mémoire des élèves, qui s'imagineront être des savants, parce qu'ils ont appris et qu'ils récitent une multitude de mots sans y attacher le sens qu'ils expriment. Ceci n'est pas un bienfait, mais une séduction qui fait du mal à la jeunesse et accuse hautement l'impéritie de ses guides.... On réussit à faire apprendre par cœur aux enfants. Leur mémoire est ordinairement assez complaisante pour cela. A défaut de l'intelligence et du cœur, elle s'exerce, elle se fortifie et l'enfant jouit au moins de ce pauvre genre de succès. Girard, de l'enseignement de la langue maternelle, 1844, p. 122, 25.

Digitized by Google

37. Viel hat zu dem besprochenen Unwesen [1]) die falsche Ansicht beigetragen, als müsse die Volksschule eine Vorbereitung zum Gymnasium sein. Die Volksbildung ist allgemein und soll alle Stände erfassen; sie ist für sich ein vollständig Ganzes und bereitet nur in so fern auf höhere Studien vor, als das Gymnasium an die Errungenschaften der Elementarschule anknüpft. Sie hat zunächst ein grösseres Recht als das Gymnasium eben durch ihren allgemeinen Charakter und darf von ihrem Rechte nichts an's Gymnasium abgeben, wenn sie sich selbst nicht aufgeben soll. Übrigens liegt es auf der Hand, dass eben eine gute Volksbildung das beste Substrat für höhere Studien ist.

Mit der Volksschule findet die Bildung des Volkes ihren Abschluss; jede Vernachlässigung also in der Volksschule mag in den höheren Lehranstalten einigermaassen eine Rektifikation finden; das Volk aber nimmt daran nicht Theil, und ist die Volksbildung verfehlt, so bleibt der Bauer, der Handarbeiter für sein ganzes Leben zum geistigen Proletariat verurtheilt. Man hat ihn nicht *in* seiner Muttersprache *für* dieselbe erzogen, und so darf es uns nicht Wunder nehmen, dass ihm später wenig mehr als seine Mundart übrig bleibt, die ihm die Schule, trotz aller verächtlichen Hintansetzung, nicht zu rauben vermochte.

38. Es dürfte hier nicht überflüssig erscheinen, den Einfluss nachzuweisen, welchen ein auf natürlicher Grundlage fortgesetzter Gymnasialunterricht auf die studirende Jugend ausüben würde. Obgleich dies die entscheidende Probe des vorgeschlagenen Unterrichtssystems wäre, da sich die Wirkungen naturgemässer Geistesentwicklung hier in deutlicher Form ausprägten; so muss ich dennoch

---

[1]) Firmenich eifert gegen die allzugefällige Aufnahme des Französischen in den deutschen Bildungsanstalten und den feineren Ständen; da die Stelle Interessantes enthält, setze ich sie ganz hichin: Gegen die erbärmliche und flachköpfige Franzosensucht hat der edle, noch lange nicht nach seinem hohen Werthe gewürdigte Herder schlagende und inhaltsschwere Worte gesprochen, die man den Deutschen nicht oft genug wiederholen kann, weshalb sie auch hier eine Stelle finden mögen: „Eine viel tiefere Wunde hat uns die Franzosensucht geschlagen, als der gute Prémontval angibt. Wenn Sprache das Organ unserer Seelenkräfte, das Mittel unserer innersten Bildung und Erziehung ist: so können wir nicht anders als in der Sprache unseres Volkes und Landes gut erzogen werden; eine sogenannte französische Erziehung in Deutschland muss deutsche Gemüther nothwendig misbilden und irre führen. Mich dünkt, dieser Satz stehe so hell da als die Sonne am Mittag. *Von* wem und *für* wen ward die französische Sprache gebildet? Von Franzosen für Franzosen. Da nun in keiner Sprache so sehr die Mode, als in der französischen; da keine Sprache so ganz das Bild der Veränderlichkeit, eines wechselnden Farbenspiels in Sitten, Meinungen, Beziehungen ist, als sie; da keine Sprache, wie sie, leichte Schatten bezeichnet und auf einem Farbenclavier glänzender Lufterscheinungen und Stralenbrechungen spielet: was ist sie zur Erziehung deutscher Menschen in *ihrem* Kreise? *Nichts*, oder ein *Irrlicht*. Also ist es gar nicht vermessen zu sagen, dass sie unserer Nation in den Ständen, wo sie die Erziehung leitete, oder vielmehr die ganze Erziehung war, den Verstand verschoben, das Herz verödet, überhaupt aber die Seele an dem Wesentlichsten leer gelassen hat, was dem Gemüth Freude an seinem Geschlecht, an seiner Lage, an seinem Beruf gibt; und sind dies nicht die süssesten Freuden? U. s. w." — Damit soll natürlich keineswegs gegen die Erlernung der französischen Sprache, die nun einmal als allgemeine Verständigungssprache der Völker angenommen ist, geeifert sein; nein, es soll damit nur gesagt sein, dass wir einen höheren Werth auf unsere Muttersprache legen und derselben in jeder Hinsicht in Familie, Schule, Staat und Kirche den Ehrenplatz einräumen sollen. Wie ist es möglich, dass eine Nation sich wahrhaft achten lernen soll, wenn ihre Sprache, das unveräusserliche, ehrwürdige Vermächtniss ihrer Väter, der lebendige Abdruck ihres innersten Wesens, die geheiligte Hülle, worin sie ihre frommen Dankgefühle zum Schöpfer aufsteigen lässt und ihre theuersten Erinnerungen und Empfindungen aufbewahrt und einschliesst, wenn, sage ich, dieses allgemeine Nationalgut vor ihren Augen eine stiefmütterliche Pflege erfahren und in Bezug auf Würdigung sogar fremden Eindringlingen weichen muss. Kann es anders sein, als dass das Urtheil der Nation hinsichtlich ihres eigenen Werthes dadurch irre geleitet wird. Vorr. zu „Germaniens Völkerstimmen."

Digitized by Google

hier davon absehen, indem es mir nicht vergönnt ist, alle Ausstralungen einer gesunden Unterrichtsmethode scharf zu verfolgen. Ist ja gerade hier das Lösungswort jenes Räthsels zu suchen, dass unser Volk, dessen Intelligenz doch so sehr betont wird, auf dem literarischen Gebiet eine verhältnissmässig geringe Thätigkeit entfaltet!

39. Eine planmässig aus dem Volkskern selbst entstandene Erziehung und Bildung, wo also dem Nationalcharakter volle Rechnung getragen wird, hat nicht nur hohe Bedeutung für den einzelnen Menschen, sondern auch *für das Gesammtleben im Staat*, dem jeder angehört. Wenn auch bei verfehlter Volksbildung mancher sich durch besondere günstige Umstände im späteren Leben oder durch aussergewöhnliche Anlagen und Fähigkeiten sogar über die gewöhnliche Volksbildung zu erheben vermag, so ist es nicht minder wahr, dass für die Allgemeinheit Verstand, Gemüth und Charakter, wie in der Jugend, so im späteren Leben verwahrlost bleibt.

Sobald die einzelnen Glieder des Staates der Verwahrlosung anheimgefallen sind, kann die unheilvolle Einwirkung auf das Gesammtleben der Nation unmöglich ausbleiben. In dieser Hinsicht ist die ächte Volkserziehung eine patriotische, welche ächten Bürgersinn und Vaterlandsliebe erweckt und dem Staate eine sittliche Kraft gibt, der es sonst baar geht. In dem Lande, wo die Volksbildung versäumt oder auf falscher Basis nur scheinbar gefördert wird, muss der sittliche Gehalt dem Volke nothwendiger Weise abhanden kommen und das Nationalbewusstsein, wenn nicht erlöschen, so doch vollständig unsicher werden: den Keim der Zerstörung und Auflösung birgt ein solches Volk und wird unaufhaltsam einem andern Volke zum Raub anheimfallen. Wahrung des Volksthums durch nationale Bildung gibt die beste Gewährleistung für das Blühen und Fortbestehen eines Volkes.

Für den sittlichen Gehalt des Volkes hat wieder Haus und Schule die erste Grundlage zu legen, ungetrennt von der intellektuellen Entwicklung zu fördern und so das tüchtige Familienglied und den treuen, brauchbaren Staatsbürger zu bilden.

40. In der Mundart drückt der Mensch am liebsten und besten seine Gefühle aus; sie ist das natürliche Gewand seines Gefühls und bedingt die Bildung des ganzen inneren Menschen. „Es handelt sich hier nicht um Betonung dieses oder jenes Lautes, um Aussprache eines oder des anderen Wortes, sondern um die ganze Ausdrucks- und Anschauungsweise, um den geistig-sittlichen Standpunkt, von welchem aus man empfindet, denkt, spricht und — am Ende auch handelt“ [1]). Somit muss die Schule, die sich zuerst an's Gefühl zu wenden hat, an die Mundart anknüpfen. Wie die ersten Gefühle des Kindes durch den Dialekt geweckt worden sind, so muss auch der Einfluss des Dialekts zur Weckung und Erweiterung des Erkenntnissvermögens benutzt werden, das im Gefühl seine erste Anregung findet. Der Vorrath von Wünschen und Ansichten (Gefühl und Erkenntniss), die das Kind mit in die Schule bringt und die der Lehrer als Anknüpfungspunkte zu benutzen hat, trägt an sich ganz das Gepräge des Dialekts. Sich an diesem Gepräge, an diesem mitgebrachten Charakter vergreifen, heisst nicht nur den Geist des Schülers verstümmeln, sondern sich auch an seiner Seele vergreifen, ihn für immer aus der Bahn einer ächt sittlichen Bildung ablenken und das Individuum, so-

[1]) Frommann a. a. O, II, 99.

Digitized by Google

weit es der Schule möglich ist, seinem Nationalcharakter entfremden. Dies Vergehen der Schule ist gewiss geeignet, das Nationalbewusstsein zu erschüttern. Der wahre Patriotismus, der mit materiellen Interessen nichts gemein hat, kommt nicht zur Entfaltung, weil die mysteriösen Bande, die an's Vaterland knüpfen sollen, gelöst sind.

In den ersten Schuljahren, wo das Kind hauptsächlich aus der Mundart in die Schriftsprache übergeleitet werden soll, bestände die Aufgabe des Lehrers darin, durch mündlichen Verkehr (Anschauungsunterricht, Sprechübungen, Erzählen und Nacherzählen, Unterreden, Fragen und Antworten) zwischen ihm und den Kindern ein lebendiges Wechselverhältniss herzustellen,[1] welches, weil das Kind nur Gemüth ist, vorzüglich auf dem Gemüthe ruhen soll. Wenn das Gedächtniss dauernd aufnehmen soll, muss zwischen *Gedächtniss* und Gedächtniss*objekt* eine harmonische Gleichartigkeit bestehen, die nur von der Mundart getragen werden kann. Es ist ein grosses Verbrechen an dem Volke, nur das Gedächtniss auszubilden, Verstand und Herz aber zu vernachlässigen. Dem unmittelbaren Ideenverkehr zwischen Kind und Religions- und Schullehrer setzt die Unkenntniss der Sprache ein unüberwindliches Hinderniss entgegen; so greift man denn zur Ruthe, um das zu erzielen, was nur der Liebe, der Zuneigung aufbehalten ist. Daher denn eine unbändige Schuljugend trotz eines guten Naturells, daher oft Verbrechen, Trunksucht u. s. w., als unmittelbare Folge nicht sowohl des Mangels an Schulzeit oder der Unfähigkeit und Nachlässigkeit des Lehrers, als vielmehr des Mangels an Schulbildung, herbeigeführt durch Unterdrückung des Volksgeistes und der Volkssprache.

Die Periode, in der die Gemüthsbildung speziell gepflegt werden soll und in welcher sie psychologisch einen relativen Abschluss findet, reicht bis zum zwölften Jahr; darüber hinaus beginnt der Verstand vorzuwiegen. Dasjenige, was bis dahin mit kindlicher Naivetät ohne Prüfung aufgenommen wurde, unterliegt nach dieser Altersstufe mehr den Anforderungen des Verstandes; wenn z. B. die Religionslehre es nicht verstand, in den *Herzen* des Kindes unausrottbare Wurzeln zu fassen, indem sie nur Gedächtnissache blieb, so wird bei dem Eintritt der Pubertät unvermeidlich eine Lücke entstehen. Das Schulleben ist dann dem Knaben von vierzehn Jahren wie ein Traum verschwunden, und er tritt, so zu sagen, vollständig unvorbereitet ins Leben.

In diesem Falle ist unverkennbar diese Übergangsperiode für die religiöse Erziehung ungleich verhängnissvoller als für die Elementarbildung im engeren Sinn. Wie ängstlich sollte also dafür gesorgt werden, in der Volksschule das Gemüth des Kindes zu bilden, zu veredeln; welcher Spielraum sollte der Muttersprache gelassen werden, damit sie durch ihre tiefe, allseitige Einwirkung auf das kindliche Herz alle Keime des Gemüthslebens zur Entfaltung brächte! Und der *Religionsunterricht*, auf der Grundlage eines entwickelten Gemüthslebens durch die Muttersprache auferbaut, welch' herrliche Früchte *inniger Religiosität, freudiger Überzeugung und Hingebung* müsste er hervorbringen! Gewiss hätten wir alsdann nicht so oft die betrübende Erscheinung zu bedauern, dass der Luxemburger, dem häuslichen Verbande, dem kirchlichen Gewohnheitsleben entrückt, in der Fremde eine notorische Gleichgiltigkeit und Irreligiosität bekundet.

Das Gemüthsleben des Kindes soll aus der kindlichen Sphäre auch hinübergeleitet werden in die Sphäre des Ernstes und der Pflicht. Unsere Volksschule gründet einerseits nicht tief genug im

Digitized by Google

Gemüth, andrerseits ist sie zu ernst, indem das, was in diesem Alter gepflegt werden soll, vernachlässigt wird, und Anforderungen an den kindlichen Geist gestellt werden, die seinen Strebungen nicht entsprechen. Beides wird erzeugt durch das Ignoriren der Natürlichkeit.

Nur wenn man im rechten Geiste für wahre Volkserziehung thätig ist, wenn Verstand und Herz nach der von der Natur selbst vorgezeichneten Methode gebildet worden, wird die Grundlage zu einer Volksbildung gewonnen, die über Roheit und falsche Kultur erhaben ist. Die mannigfachen abstossenden Erscheinungen werden grösstentheils aufgehoben, „welche sich im Thun und Treiben der Jugend sowol als der Erwachsenen kundgeben, und alle auf die vorhandenen Gebrechen der Volksbildung hinweisen, als da sind: der Aberglaube neben dem Unglauben, viele Unwissenheit neben dem übermüthigen Wissen, und ebenso die Roheit und andere der Religion und Sittlichkeit widerstrebende Excesse, welche mit der flachen Verfeinerung gleichen Schritt halten.“ [1]) Es wird das Kind zum *Menschen* in der edelsten Bedeutung des Wortes, zu einem vernünftigen, denkenden und sittlich handelnden erzogen; im Gemüth wird erweckt und ernährt Gefühl für Recht und Tugend, für Ehre und Würde, für Freiheit unter dem Gesetz, Selbstvertrauen durch Gottvertrauen, endlich Sinn für Familienleben, häusliche Ordnung und Nothwendigkeit der Ordnung in dem grossen Haushalt des Staats. Nur wenn wir in der Schule zum Volksgeist und zur Erziehung *durch* die Muttersprache *für* dieselbe zurückkehren, werden unsere öffentlichen Schulen zugleich Beförderungsmittel des *Bürgersinnes*, wird durch sie, neben dem guten moralischen, auch ein *Nationalcharakter* gebildet und die *Anhänglichkeit an den Staat*, dem jeder angehört, gefördert werden. [2])

Wenn der Lehrer ausnahmsweise aus der waltenden Methode unwillkürlich abschweift auf das frische Gebiet des Geistes und des Gemüths, so wird ihm sicher die Bemerkung nicht entgehen, wie ganz Aug' und Ohr die Jugend seinen Worten lauscht, die er sonst bei seinem trockenen grammatischen, utraquistischen Unterricht kaum durch Drohen und Strafen ruhig zu halten vermag. Und ganz natürlich; er hat zum Gedanken, zum Herzen gesprochen, die Zufriedenheit zeigt sich auf aller Gesichtern. Weil aber dem Verstand und dem Herzen meist keine Rechnung getragen wird, bleibt der Verstand leer, weist das Herz einen solchen Unterricht von sich, der also auch fürs künftige Leben nur wenig Spuren zurücklassen kann. Des Lehrers Beruf aber ist es, den Faden der häuslichen Erziehung aufzunehmen, sie zu erweitern und so im Verstand und Gemüth unauslöschliche Eindrücke zurückzulassen. Die tüchtige Volksbildung übt somit eine ganze heilsame Wirkung nicht nur auf die Geistesentwicklung des Kindes, sondern auch zu gleicher Zeit auf die Ausbildung seines sittlichen Gehaltes.

41. Der Einfluss einer naturgemässen Volksbildung, die Geist und Gemüth sich innerhalb des Volksthums entwickeln lässt, muss nothwendigerweise zugleich von grosser Tragweite für die *materiellen* Vortheile eines Volkes sein. Obgleich die materielle Seite bei dem Bildungsstand eines Volkes am allerwenigsten in Betracht zu ziehen ist, weil *das* Volk nicht das gebildetste sein *muss*, das am meisten Eisenbahnen besitzt, wo Handel und Industrie die weiteste Ausdehnung genommen; so ist

[1]) Münch a. a. O., III, 436.

[2]) Vgl. Niemeyer, Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts, 9. Ausg. 1835, II, 434, 439.

Digitized by Google

man leider in unserer so sehr dem Materialismus verfallenen Zeit doch allzugeneigt, diesen Maassstab allein für die Bildungsstufe eines Volkes anzulegen, nicht bedenkend, welche anderen von der Volkserziehung unabhängigen Umstände hier mitwirken, wie z. B. ein ergiebiger Boden unter mildem Klima, die günstige Lage eines Landes. Die tieferen Ursachen des materiellen Wohlstandes, namentlich da, wo die zufälligen Vortheile der Natur, der Lage des Landes und des Bodenreichthums wegfallen, sind doch zunächst in einer guten Volksbildung zu suchen. Der Wohlstand ist wesentlich bedingt durch eine Volkserziehung, durch die sich der Geist zum selbständigen Denken und sittlichen Handeln erschliesst und die auch den gemeinen Mann befähigt, der Materie den Lebensunterhalt in dem Bewusstsein seiner sittlichen Kraft zu entreissen. Ein blendender Wohlstand, der nicht auf der festen Grundlage einer tüchtigen Volksbildung ruht, bricht oft plötzlich zusammen, weil das Volk, welches ihn geniesst, nicht mehr gesund ist.

Es ist unläugbare Thatsache, dass bei einem gut erzogenen Volke die sociale Plage des Pauperismus weniger bekannt ist. Der geistig und sittlich gut gebildete Mensch wird zugleich tauglich für die Geschäfte des Lebens; sein Verstand ist geweckt und geschärft, er ist wahrhaft *Mensch* geworden, so dass er besser als ein anderer nicht nur die verschiedenen Situationen im Leben wahrnehmen und zu seinem materiellen Vortheil ausbeuten kann, sondern auch, vermöge seines sittlichen Standpunktes, den erlangten Wohlstand zu erhalten und zu vermehren weiss.

Digitized by Google

ANHANG I.

Der fränkische Dialekt unterscheidet sich schon vielfach von dem alemannischen und baierischen und bietet eine geschmeidigere Aussprache. Die breiten Doppellaute der süddeutschen Mundarten *ie*, *ia*, *io*, *ue*, *ua*, *ea*, *oi*, *oa*, *au*, *ai*, das tief aus der Kehle gesprochene *ch* der Alemannen, z. B. *Chind*, *Chnecht*, die breite Aussprache der Südländer des in- und auslautenden *st* und *sp* (scht, schp) hören, wie im fränkischen Dialekt überhaupt, so auch in der luxemburger Mundart auf. [1]) Dagegen wird *s* wie *sch* gesprochen, wenn *r* vorhergeht, z. B. *Dorscht* (Durst), *Fërscht* (Fürst), *Wurscht* (Wurst). [2]) In der luxemburger Mundart hat *g*, wie in allen fränkischen, und im Gegensatz zu den süddeutschen, wo es wie *k* lautet, die zweifache Aussprache; nur ausnahmsweise wird im Anlaut *k* gesetzt, z. B. *Klack* (Glocke). [3]) Der fränkischen Zunge ist das hochdeutsche *pf* nicht geläufig, in der luxemburgischen steht dafür fast durchgängig *p*, z. B. *Pát* (Pfad). Wie im fränkischen Dialekt, wird in der luxemburger Mundart inlautendes *nd* und *nt* immer *nn*, z. B. *Kanner* (fränk. *Kinner*), *gebonnen* (fränk. *gebunne*), *ènnen* (fränk. *unne*).

„Die wichtigste syntaktische Eigenheit des Oberdeutschen ist, dass es vom einfachen Präteritum keinen Gebrauch macht. Für die lebhafte Erzählung wird nur das Präsens verwendet (das somit alle Dimensionen der Zeit, Vergangenheit wie Zukunft, mitbezeichnen muss), sonst gilt das komponirte Perfekt. Vom abgeleiteten Conditionale machen aber alle Gebrauch. Ein wichtiger Grund steckt in jenem Mangel, warum unsere Dialekte von der älteren deutschen Volkspoesie (die durchaus episch, man kann sagen auf's tempus historicum wie fundirt war) völlig abgeschnitten sind; dagegen sind sie, durch gewandte Behandlung der Konjunktivformen, mehr auf Gegenwart und Ironie gewiesen." [4]) Dies trifft für die luxemburger Mundart vollständig zu; es finden sich in derselben nur wenige Ueberbleibsel des einfachen Präteritums, indess das davon abgeleitete Präteritum Conj. sehr häufig gebraucht wird.

Da Frankfurt als der Mittelpunkt der westfränkischen Zunge anzusehen ist, so gebe ich zum Vergleich ein Bruchstück aus einer Frankfurter Lokalposse mit daneben stehender Übersetzung in luxemburger Mundart.

---

[1]) Nur in der Elz-Mundart wird beim auslautenden *st* zum Theil die breite Aussprache der süddeutschen Dialekte beibehalten, z. B. *Brosecht* (Brust), *Konsecht* (Kunst), *Gäsecht* (Gast). Die übrigen luxemburgischen Mundarten (Sauer-, Mosel- und Öslinger Mundart) halten die fränkische Aussprache des auslautenden *st* vollständig bei.

[2]) Für die luxemburger Mundart ist dies dahin zu berichtigen, dass sie zwar diese breite Aussprache des *s* beibehält, *r* jedoch meistens ausstösst: *baschten* (bersten), *Fëschter* (Förster).

[3]) Ausnahme hievon macht zumeist die Sauer-Mundart, wo *g* im Anlaut wie *k* ausgesprochen wird.

[4]) Rapp a. a. O., IV, § 143.

Digitized by Google

DER ALTE BÜRGER-KAPITÄN.

Zweiter Aufzug. — Vierter Auftritt.

Der Kapitän, Müller, drei Knechte und drei Mägde.

Frankfurt. *Luxemburg.*

Kapitän (wirft sich mit vieler Gravität in einen Lehnsessel):

Seid ihr do? — Millerche! die Knecht uf de rechte Flichel, die Mähd auf de linke Flichel. — Alles in seiner merledeerische Ordnung in meim Haus. Miller! mein Hut, mein Stock!

Sit d'r do? — Méllerchen! 't Knècht op de rechte Fligel, 't Med op de lenke Fligel. — Alles an senger militäreschter Uórdnung[1]) a mengem Haus. Méller, mein Hut, mei Bengel!

Miller (indem er dem Kapitän Hut und Stock bringt, zu dem Gesinde):

Jetzt kriecht er euer Fett!

Elo krid'r ert Fett!

Kapitän (mit bedecktem Haupt, den Stock in seiner Rechten):

Satansgezeig — vermaledeites! Wer ist schuld dran, dass grosse und klähne Gebeilichkeite abbrenne, dass ganze Stedt verwisst wern dorch die Flamme? Wer? Meisteuthäls des Gesinn. Ich will net druf schwere, dass die Stadt in Ungern wo dervon in der Nernberjer Zeidung gestanne hot, net aach dorch e Mähd angange is. — Ich wills eich gesagt hawe ähnmol vor allemol, dass er mer vorsichtig seid mit Feier un Licht! Un vorablich, ihr Borsch, dass er mer net raacht! So wie ich ähn begegne duhn mit der Nuddel im Maul, se schmeiss ich sem eraus, dass em die Zehn in Hals fahrn! Un ihr Mähd, dass er mer net wie bisher gewehnglich mit de Lichter im ganze Haus erum flankiert! Nemmt die Ladern! Und ihr Lisbeth, — trett se emohl ervor! — will ich bei der Gelegenheit in gutem rothe, dass se sich vergehe lesst ohne Käppche auszegehn. Meent se, ich hett se net geschn am Sonndag der Hinnerdihr enaus witsche, im blosse Kopp, mit ere rothe Schaal un gäle Schu? — Wo is se dann do hingange? he? Noch Bernem? Schottisch danze? net wohr? — Ich sag es eich noch emohl, ich leide kän Mähd im blosse Kopp, un aach kän Hausknecht mit Umschlegstiwel, wie ich ihn

Verflucht Deiwelsgezei! Wèn as scholt drun, dat grós[2]) a klèng Gebeilechkéten ofbrennen, dat gánz Stèt verherrecht gin durch 't Flàm? Wèn? — Méschtendéls 't Geséinn. Ech wél net drop schwèren, dat dé Stât an Ongern, vun der an d'r Nireberjer Zeidong gestânen huôt, net och durch eng Môt ugangen as. — Lost èch et gesot sin émol fir allemol, dat d'r m'r virsichteg sit mat Feier a Lôcht! A besonnesch dir Borschten, dat d'r m'r net râcht! Só wé ech ên begénen mam Kluôf an der Maul, da geheien ech 'm se eraus, dat em 't Zenn den Hals âfuôren! An dir Med, dat d'r m'r net ewé gewèneklech mat der Lôcht am ganzen Haus erém flankéert! Huôlt 't Lanteren! — An dir Lis, — kommt emol erfir! — ech wél èch bei der Gelegenhêt am guden roden, dat se sech vergôn lést ohne Hauf eraus ze gôn. Meng d'r, ech hett se net gesin e Sonndeg zur Hannerdir (hénneschter Dir) eraus wétschen, blóskapp, mat hirem róde Schaal a gèle Schong? Wó as se dann dû higang? Hé? no Bornhém? Schottesch danzen? net wóer? — Ech sôn èch et nach emol, ech leide keng Med mat blósem Kapp, an och keng Hausknècht mat Emschlagsti-

[1]) Der Laut *uó* ist hier kein Doppellaut, sondern *o* wird blos durch *u* getrübt.

[2]) *ó* und *é* tiefer und dumpfer gesprochenes *o* und *e*.

Digitized by Google

aach emohl gesehn hab, Valentin. Wo will dann dess enaus? — uf nicks als wie uf Lumberei! — Un sie, Katharine, will ich net noch emohl mit dem Kaafmannsdiener sehn. Meent se, mer wissts net? Ich wähs alles! — Daher kimmts, dass die Suppe so versalze wern; kän Wunner, wann mer des Nochmittags so viel Dorscht hot. — Jetz Punctum, strei Sand drum! — Rechts um! — Packt eich! (Gesinde ab.)

welen, wé ech dech och emol gesin hun, Valanténg. Wó soll dann dât higôn? — Ob neischt as wé op Lomperei! An èch, Katerin, wél ech net nach emol mat dem Kâfmannsdénger (Kommé) gesin. Meng d'r, m'r wésten et net? Ech wés alles! — Doher ként et, dat 't Zoppen esó versalzt gin; kê Wonner, wann ê Nomettes esó vil Dûscht huôt. — Nu Ponctom, strê Sand drop! — Rechts ém! — Pâkt èch fort!

Miller:

Des wor recht, Herr Kabbedehn; so seltes die Mensche alle Woch zwämohl hawe.

Dât wor recht, Hèr Kapitên; só solten dé Ménschen es all Woch zwêmol kréen.

ANHANG II.

Das Amecht.

Eine mythologische Studie.

Aus dem Amecht, [1]) einem unserer alten Bräuche, der mit der französischen Revolution oder doch während der Herrschaft der Franzosen über unser Land (1795—1814) erloschen, lässt sich für altdeutschen Brauch und Sitte in unserem Vaterlande Bedeutendes gewinnen. Bis jetzt kenne ich vierzehn unserer Ortschaften, wo diese Feier stattgefunden, allerdings mit einigen Abweichungen sowol in Bezug auf die mitspielenden Personen, als auf einige Einzelheiten der Handlung selbst. Ich muss meiner Untersuchung natürlich die Beschreibung des ganzen Brauches vorhergehen lassen, indem ich die Berichte der verschiedenen Augenzeugen in ein Ganzes zusammenfasse.

Das Amecht war eine Feierlichkeit, welche alljährlich die Burschenschaft (Borscht) eines Ortes auf einem freien Platze beging. Die Erlaubniss dazu wurde von dem Gerichte, von dem die Ortschaft abhängig war, eingeholt. Gewöhnlich sechs Wochen vor der Kirmes trat die Borscht an jedem Samstag-Abend, ausnahmsweise am Sonntag nach der Vesper, zusammen; am ersten Abend der Zusammenkunft wurden die Vorsteher gewählt, die trotz der verschiedenen oft modernisirten Bezeichnungen ihrem Wesen nach so ziemlich überall dieselben sind:

1. Der Amechtsmeister. (Gewöhnlich der älteste Junggeselle.)
2. Der Hochgerichtsherr.
3. Die sieben Gerichtsherren.
4. Der Hochgerichtsschreiber.
5. Der Dichtmeister (Dichtmeschter).
6. Der Wœnnebréder.
7. Der Thauschüttler.
8. Der Müller.
9. Der Birnschmecker (Bireschmâcher).
10. Der Sternseher (Stèrekiker).
11. Drei Freimänner: der Scharfrichter nebst zwei Knechten.
12. Der Profoss mit zwei Knechten.
13. Der Feldscher mit zwei Knechten.
14. Die sieben Läufer (anderwärts drei oder vier, nämlich Kinder von sieben Jahren).
15. Der Scheerenschleifer mit zwei Knechten.

[1]) Altd. ambaht, ambahti, n., nhd. Amt; — judiciaria potestas: judiciariam potestatem, quæ *ambaht* vocatur teutonice. Urk. von 1083. Brinkmeier, glossarium diplomaticum I, 67: Ambaht, ampaht, ammacht, ammecht, etc.

Digitized by Google

16. Die drei Husaren.
17. Der Amechtsbote.
18. Zwei Fahnenträger.
19. Zwei Wildschützen und endlich
20. Der Hanswurst (Paiaz).

Alle übrigen waren die Amechtsbrüder im engeren Sinne.

Jeden Abend, wenn die Amechtsbrüder versammelt waren, zündete man sieben Feuer (zuweilen blos drei) auf dem Platze an und trug hernach diese Feuer in eins zusammen. Dazu musste jeder Amechtsbruder ein Scheit Holz mitbringen. Dann steckte der Dichtmeister den Kreis ab; die Pfähle wurden eingeschlagen und der Kreis bis auf den Eingang mit einem Seile umzogen. Obgleich diese wöchentlichen Versammlungen nur eine Probe zum Hauptfeste waren, so wurden doch hier Klagen vorgebracht, Urtheil gesprochen und vollzogen. Wer ohne gegründete Ursache einer Übung nicht beiwohnte oder zu spät kam, erhielt eine Geldstrafe oder Prügel.

Jeder Amechtsbruder brachte des Abends ein Stück Brod mit, das so gross sein musste, dass es nicht zwischen den ausgestreckten Daumen und Zeigefingern durchfiel. War das Stück zu klein, so war der Amechtsbruder straffällig. Dieses Brod erhielt der Woennebréder, ein armer Tropf.

Das Amecht hatte die Aufsicht über die Felder, über die reifenden Früchte, die der Ernte harrten. Garten-, Feld- und Waldfrevel wurde äusserst streng geahndet. Auch hatte das Amecht die Polizeigewalt über die Amechtsbrüder und verhängte Geldstrafen für alle Vergehen gegen die Sitten; konnte das Mitglied die Geldstrafe nicht erlegen, so wurde er dem Profoss und seinen Knechten überliefert, um sein Vergehen mit einer gewissen Anzahl Pritschen abzubüssen.

Bei den Feuern zu Useldingen wurden alle Vergehen der Amechtsmitglieder gegen die Amechtsregel und überhaupt aller Feldfrevel bestraft. Vergehen gegen die Amechtsregel waren folgende: 1. So lang das Amecht dauerte (vom „weissen Ostersonntag“ bis zu Michælis), durfte kein Jüngling sich mehr als auf sechs Schritte einem Mädchen nahen; 2. keiner durfte sich betrinken; 3. keiner unnütze Reden führen oder die Mitglieder anders als mit dem Grusse: Gelobt sei Jesus Christus! anreden; 4. keiner Schimpfwörter gegen andere aussprechen; 5. keiner bei einer Versammlung fehlen; und 6. keiner sich eines Ungehorsams gegen die Vorgesetzten des Amechts schuldig machen.

Sonntag vor der Kirmes fand eine Art Vorfeier zum Feste statt. Nach der Vesper begab man sich auf die Wiese, was denn auch gewöhnlich diese ganze Woche hindurch geschah. Dort wurde einem dazu mit vier Kronen bezahlten Mann als symbolisches Zeichen der Enthauptung der Hut abgeschlagen.

Am eigentlichen Festtage, am Kirmessonntag, welcher zumeist nach der Erntezeit fiel, begab sich das ganze Amecht, womöglich zu Pferd, Musik an der Spitze, auf den ausgewählten Wiesenplatz, nachdem man vorher einen Umzug im Dorf und vielleicht auch in den benachbarten Dörfern gehalten. Auf einem Wagen führte man einen Strohmann um; vorauf sassen der Henker und seine Gehülfen. Die Amechtsbrüder trugen auf dem Hut einen grünen Zweig und eine Chärpe um die Brust. Gewöhnlich waren auch die Pferde geschmückt. Die Kunde von dem „Ausreiten“ des Amechts hatte sich im ganzen Lande verbreitet und von Nah und Fern hatten sich Zuschauer einge-

Digitized by Google

funden. Nachdem die sieben Feuer angezündet, zusammengetragen, der Kreis abgemessen, die Pfähle eingerammelt und das Seil darum geschlungen war, reitet das Amecht in den Kreis; jeder begibt sich an die ihm angewiesene Stelle. Der Dichtmeister steckte den Kreis ab, indem er zweimal mass, einmal rundum und einmal kreuzwegs, worauf er den Amechtmeister fragte, ob das Herrenkreuz richtig sei und dieser ihm erwiederte, dass zwei Schritte, drei Zoll und zwei Linien fehlten. Der Dichtmeister hiess die Umstehenden zurücktreten und mass zum zweitenmal auf obige Weise. Man trat wieder vor, und der Dichtmeister fragte wiederum, ob richtig abgemessen sei. Auf die bejahende Antwort des Amechtsmeisters sagt dieser: Es steht im Winkel, wie der Kuhfuss im Zirkel.

Um den Kreis liefen die sieben Läufer, weiss gekleidet mit rothen Gürteln und Schuhen, um die Umstehenden zurückzuhalten.

Die Freimänner gingen um den Kreis und boten den Umstehenden Schnupftabak und Branntwein. Wer annahm, musste eintreten und war unehrlich; er musste darauf mit geschwenkter Fahne wieder ehrlich gemacht werden.

Der Amechtsmeister stellt sich in den Kreis und ruft alle näher Betheiligten vor:

Der Hochgerichtsherr.

Amechtsmeister. Was haben Sie hier zu thun?

Der Hochgerichtsherr. Ich spreche das Urtheil über den Verbrecher.

Der Wœnnebréder.

A. M. Was hast du hier zu thun?

W. Ich bin hier, um das überflüssige Brod zu essen, und um meinem Herrn Wind zu machen.

Der Thauschüttler.

A. M. Was hast du hier zu thun?

Th. Ich bin hier, um meinem Herrn den Thau abzuschütteln, (damit er sich die Füsse nicht nass mache, wird zu Steinsel zugefügt).

Der Müller.

A. M. Was hast du denn hier zu thun?

M. Ich mahle meinem Herrn die Kleien. Währenddem läuft er im Kreise herum und streut Kleien.

Der Birnschmecker.

A. M. Was hast du hier zu thun?

B. Ich bin hier, um meinem Herrn kund zu thun die verschiedenen Obstsorten, die da wachsen. Ich schmecke jeden Tag an allen Bäumen die Birnen.

Der Sternseher.

A. M. Was haben Sie hier zu thun?

St. Ich bin hier, um zu jeder Zeit zu schauen, ob es Zeit zum Richten sei.

Digitized by Google

Die drei Freimänner in Amtstracht.

A. M. Was haben Sie hier zu thun?

Fr. Wir sind hier, um zu richten denjenigen, der verurtheilt werden soll.

Der Profoss mit seinen Knechten.

A. M. Was haben Sie hier zu thun?

Pr. Ich bin zur Bestrafung derjenigen hier, die das Gesetz übertreten.

Der Feldscher reitet vor mit zwei Knechten.

A. M. Was machst du hier?

F. Ich komme von König und Kaiser,
Von Berlin aus Preisen;
Hier will ich euch meine Potenten weisen.

Er zeigt dem *A. M.* ein Stück Papier, das dieser als untauglich zur Erde wirft. Dann zeigt er ein anderes Blatt vor, das ebenfalls verworfen wird. Erst das dritte Blatt wird als gültig vom *A. M.* angenommen mit den Worten: „Solche Papiere sind wahrhaft gültig," worauf der Feldscher zu einem Knechte sagt:

Steig herunter vom Pferde,
Nimm die Papiere von der Erde.

Die 7 Läufer, leicht gekleidet, mit engen Beinkleidern.

A. M. Was haben Sie denn hier zu thun?

L. Wir sind hier, um den Kreis zu beschützen.

Der *Scheerenschleifer*.

A. M. Nun, mein Freundchen, was haben Sie hier zu thun?

Sch. Ich bin hier zu rasiren denjenigen, der hingerichtet werden soll.

Er singt einige Strophen, die ich ihres zottenhaften Inhaltes wegen hier übergehen muss; nach jeder Strophe wirft er das Messer rückwärts über die Schulter und der Hanswurst muss es wiederbringen.

Die *3 Husaren* mit Waffen und Uniform.

A. M. Wo kommt ihr her?

H. Wir kommen aus Böhmen, Sachsen und verschiedenen Welttheilen.

A. M. Was habt ihr hier zu thun?

H. Wir sind hier, die Ordnung zu halten.

Die Husaren reiten vor den Kreis und bewahren den Eingang.

Der *Amechtsbote*.

A. M. Was hast du hier zu thun?

A. Ich trage die Botschaft in der ganzen Gesellschaft herum.

Digitized by Google

Die *beiden Fahnenträger.*

A. M. Was habt ihr denn hier zu thun?

F. Wir sind hier mit den Landesfarben und geben die Ehre demjenigen zurück, dem sie genommen war.

Die *beiden Wildschützen.*

A. M. Was habt ihr hier zu thun?

W. Wir sind hier, um der Herrlichkeit Wild zu erlegen.

Der *Hanswurst,* in gestückter Kleidung, einen mit Kleie gefüllten Flegel schwingend.

A. M. Na, was bist denn du?

H. Ich bin der Paiaz.

A. M. Was hast du denn hier zu thun?

H. Ich bin hier, um zu verbessern, was verdorben ist.

Er läuft im Kreise herum, seinen Dreschflegel schwingend.

Ist dies vorüber, so wird ein Wagen mit 9 Rädern, bespannt mit Ochsen und Kühen (nicht mit Pferden) vor den Stuhl des Hochgerichtsherrn in den Kreis gefahren;[1]) auf dem Karren sitzt ein Strohmann, neben ihm Hanswurst und Scharfrichter. Im Kreise war an einigen Orten zum voraus eine Strohhütte errichtet worden, aus deren Mitte sich ein hoher Baum erhob; oben am Baum hing ein Korb mit einer lebendigen Katze. Der Strohmann wird unmöglicher Verbrechen angeklagt, z. B. einen Wagen sammt Pferden zum Hühnerloch herausgenommen zu haben. Der Hochgerichtsherr ruft den Stèrekiker und fragt ihn, ob es Zeit zum Richten sei. Dieser nimmt einen alten blechernen Deckel vor die Augen und schaut gen Himmel, sagt aber, er sehe nichts, weil ein altes Weib vor die Sonne....; zum Richten sei es noch nicht Zeit. Dies wiederholt sich mehrere Male, bis der Hochgerichtsherr, dessen müde, den Sternseher mit den Worten fortjagt: Sternkiker, geh zum Teufel in die Hölle; ich glaube, du siehst nichts. Es findet auch eine Vertheidigung des Angeklagten statt. Endlich werden die drei Freimänner gerufen. Da sie vor dem Eingange sind, und die drei Husaren sich weigern sie einzulassen, so müssen sie mit diesen kämpfen, bis es ihnen gelingt einzudringen. Sind sie im Kreise, so sagt ihnen der Hochgerichtsherr: Na, ihr Unterthanen, ihr habt jetzt euere Pflichten zu erfüllen; ihr habt hier den zum Tod Verurtheilten hinzurichten. Der Verurtheilte wird vom Wagen genommen und die Freimänner schlagen ihm den Kopf auf einem Blocke ab; der Rumpf wird mit der kleinen im Kreise errichteten Strohhütte verbrannt.

Da jetzt die Freimänner unehrlich sind, so kommen die Amechtsvorsteher und mit ihnen die Fahnenträger in die Mitte, um die Freimänner, die auf Befragen erklären von ihrem Handwerk ablassen zu wollen, wieder ehrlich zu machen. Der Scharfrichter tritt vor und zwischen die beiden Fahnenträger; diese schwenken dann die Landesfarben über seinem Haupte, während die Musik spielt. Seinen beiden Knechten wird die Ehre ebenso wiedergegeben.

[1]) Zuweilen ist es ein 6rädriger Wagen, mit 6 Ochsen bespannt, auch ein Mistwagen, woran eines der Hinterräder fehlt und den 1 Joch Ochsen zieht.

Digitized by Google

War das Spiel beendigt, so belustigte man sich bei Tanz und Wein in Zucht und Ehren bis zum Abend. Der Tanz wurde an manchen Orten Amechtstanz genannt. Das Geld, welches nach Bestreitung der Kosten übrig blieb, fiel den Amechtsbrüdern insgesammt zu; man kaufte dafür Wein. So hatte man in Useldingen das letztemal ein ganzes Fuder Rothwein gekauft, womit die Mitglieder sich belustigten.—

Offenbar liegen dem Amecht echt mythische Züge zu Grund.

Vorab ist zu bemerken das häufige Wiederkehren geheiligter Zahlen: sieben Gerichtsherren, sieben Läufer, drei oder vier Läufer, Kinder von sieben Jahren, sieben Feuer, drei Feuer, die drei Husaren, drei Freimänner, der Scheerenschleifer mit zwei Knechten, der Profoss mit zwei Knechten, der Feldscher mit zwei Knechten, der neunrädrige Wagen. [1])

Der Dichtmêschter (Dichtmeister) war hier unverkennbar der Ordner, der Cäremonienmeister. So sagt Grimm in seinem Wörterbuch: Dichten heisst in erweiterter Bedeutung etwas schaffen, erdenken, aussinnen, *anordnen*. Man tihtet weisheit, lêre, reht, eine hohzit, einen hof.

Das Stück Brod, das jeder Amechtsbruder zu den Probebübungen mitbrachte und das der Wœnnebréder erhielt, durfte nicht zwischen den ausgestreckten Daumen und Zeigefingern durchfallen. Hiermit halte ich zusammen folgende Stelle: Sogar ein Glied des menschlichen Leibs wurde nach dem Gott (Wôdan) benannt, der Raum zwischen dem gestreckten Daumen und e igefinger, was die Griechen χηλὴ nennen, hiess in den Niederlanden Wœdenspanne, Wœnlet. [2])

Dass bei diesem dramatischen Volksspiele alles in verzerrter Possenhaftigkeit erscheint, verschlägt nichts für unsere Untersuchung, da das Verständniss solcher Dinge dem Volke abhanden gekommen war und dieselben nur mehr von der lächerlichen Seite aufgefasst wurden. Überhaupt bietet unser Amecht, trotz seiner späteren Verzerrung zur Kirmesposse, der Anhaltspunkte viele für deutschen Mythus, deutsches Recht und deutsche Sitte. Ich glaube mit Sicherheit annehmen zu dürfen, 1. *dass unser Amecht der Überrest eines altgermanischen Opferfestes und zwar eines Dankopfers ist, und 2. dass wir es im Übrigen mit einer Volkserinnerung an das ungebotene Ding zu thun haben.*

Eine Person des Amechts heisst der Thauschüttler. Der Thau gilt noch heute beim Volk als ein Heilmittel, [3]) er bewirkt Schönheit und Gesundheit, weshalb er auch zu bestimmten Zeiten gesammelt wurde. [4]) Dass der Thau den Germanen himmlische aus der Wolke geflossene Milch bezeichnete, und wie sehr nach dem Volksglauben die Hexen dem Vieh schaden, dadurch dass sie den Thau vom Grase abstreifen, erhellt aus Grimm und Mannhardt. [5])

[1]) Vgl. Mannhardt, Germanische Mythen, 1858; Grimm, deutsche Mythol. an vielen Stellen, und Simrock, deutsche Mythol., 543. Über Drei-, Sieben- und Neunzahl vgl. auch Grimm, deutsche Rechtsalterthümer, 2. Aufg., 208, 213 u. 215.

[2]) Grimm, deut. Mythol., 3. Ausg., I, 145. Vgl. hierüber auch dessen deutsche Rechtsalterthümer, 109, und Hardt, luxemburger Weisthümer, 1868, 345: nemlich ein brott also weidt und breit, als dat er seinen daumen inmitten darauf setzt und rondherumb mit den andern fare und gereichen kan u. s. w.

[3]) Vgl. Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie, 1857, II, 366.

[4]) Vgl. Mannhardt a. a. O., 28, 29, 30.

[5]) Mannhardt a. a. O., 5. Grimm, Myth., 1026: Man sagt ihnen (den Wetterhexen) nach, dass sie den Thau vom Grase *streichen* oder *streifen*, um dem Vieh dadurch zu schaden, auch dass sie den Thau frühmorgens vor Sonnenaufgang von fremden Wiesen streifen und auf ihre eigenen tragen, um deren Gras üppiger zu machen; davon sollen sie an ihren grossen plumpen Füssen kennbar sein und heissen sie *Thaustreicher*.

Digitized by Google

Hiermit hängt eng zusammen das Amt des Wœnnebréders, seinem Herrn den Wind zu machen. Der Wind aber wird als Sammler des Regens gefasst, indem er das Regengewässer, das Nebelgrau, das den ganzen Himmel überzieht, zur geschlossenen Gewitterwolke zusammenbläst. [1])

Eine der Wettergottheiten ist Holda. [2]) Frau Holle macht Wirbelwind auf den Gebirgshöhen und hat ihren Sitz in der Wolke. Sie wird auch dargestellt mit einem hohlen Rücken und einem Kuhschwanz und treibt die Kühe (Wolken) aus; sie ist also die himmlische Wasserfrau, die das Wetter beherrscht. Der hohle Rücken bezeichnet das Regen ergiessende Himmelsgewölbe oder die Wolken. Nach dem Volksglauben erwartet man, wenn es die ganze Woche geregnet, doch zum Freitag oder *Samstag* (dem der Holda geheiligten Tag) wieder Sonnenschein, da am Sonntag Frau Holle ihren Schleier wieder trocken haben müsse. [3]) Hulda und die Säligen Fräulein (wilden Frauen), ihre Begleiterinnen in Tirol, werden von dem wilden Mann verfolgt und sind Personifikationen der vom Sturm gejagten Wolke. In ihrer Verbindung mit den weissen Frauen, Elben und Mâren liegt ein weiterer Beleg für die Naturbedeutung Holdas. Gleich Wôdan fährt auch Holda durch die Lüfte und gehört zu der wilden Jagd, ja sie tritt als Anführerin des wüthenden Heeres auf. In ihrem Gefolge ziehen die Mâren, die Seelen der verschiedensten Geschlechter und Altersstufen. [4]) Wie Frau Holda, Frikka, Gode theils als Wolkenfrauen, theils als Windpersönlichkeiten auftreten, wie das wilde Heer oft im (himmlischen) Brunnen seinen Aufenthalt hat, oder im Wolkenberge sich birgt, stellen die Mâren sich aber andrerseits als vollkommene Wasserfrauen, als Wolkenkühe u. s. w. selbst dar. [5]) Holda wird in den „zwölf Nächten“ besonders verehrt; die zwölf Nächte bestimmen aber die Witterung in den zwölf Monaten des kommenden Jahres. [6]) Der Wœnnebréder ist hier der Stellvertreter der Holda in der Funktion des Wind- und Wettermachens.

Den Sturmwind stellt sich das Volk vor als ein gefrässiges, hungeriges Wesen und sucht ihn durch in die Luft geschüttetes Mehl zu beschwichtigen. [7]) So wird im Amecht dem Wind bereitenden Wœnnebréder das Brod gegeben, gewiss eine symbolische Andeutung für das Füttern des Sturmwindes

[1]) Mannhardt a. a. O., 221.

[2]) Holda wird in den Volksmundarten Frau Holle, Holli, Hollefrau u. s. w. genannt; identisch mit ihr ist Göde, Hröa, aber auch Bertha (Pérahta) und Frikka. Vgl. Mannhardt a. a. O., 257, 294. Grimm, Myth., 245: „Frau Holle kommt vor bis ins Voigtland, über die Rhön hinaus im nördlichen Franken, in der Wetterau bis zum Westerwald und reicht aus Thüringen her in das angrenzende Niedersachsen. Schwaben, Schweiz, Baiern, Österreich, Nordsachsen, Friesland kennen sie nicht unter diesem Namen.“ Wo Holda aufhört, erscheint Frau Berchta, die mit Frau Herke Freke u. a. zusammenfällt. Vgl. Grimm a. a. O., 250; Simrock, deut. Myth., 409.

[3]) Vgl Mannhardt a. a. O., 259 fg.

[4]) Mannhardt a. a. O., 260 fg.

[5]) Mannhardt a. a. O., 714. S. 726 heisst es: Für gewöhnlich ruhen die Seelen, wenn sie nicht im Sturm (wilden Heer, Elbenzug) umfahren, in Regen, Blitz und Donner thätig sind, oder auf Erden als Lebensgeister walten, im himmlischen Gewässer überhaupt, oder in der Wolke, die als Brunnen, Berg, Burg oder Baum bildlich angeschaut wird. Man stellte sich die Wolke auch als Frau vor und hieraus entstand der Glaube an eine Schaar von Wasserfrauen, aus denen durch Differenzirung einzelne *Göttinnen* hervortraten, welche aber im Grundwesen nur eine sind, Holda (Pérahta, Fria-Frikka-Frigg, Freyja, Rose u. s. w.). Sie standen als Wolkenpersonifikationen den Elben gleich und greifen deshalb auch gleich diesen in die anderen Naturgewalten des Sonnenscheins, Windes und Gewitters über. Auch entfalten sie gleich den Elben döppelte Natur.

[6]) Vgl. Wolf, Zeitschrift für deut. Mythol., I, 394.

[7]) Grimm, Myth., 602.

Digitized by Google

mit Brod. Auch der Kleien streuende Müller ist hiermit in Verbindung zu bringen. Einen weiteren Beleg finde ich in folgendem. Wenn das wüthende Heer daherbraust und sich auf einem Baum niederlässt, und der Darunterstehende hat ein Stück Brod in der Tasche, so kann es ihm nicht beikommen.[1]) In Kärnthen wird dem Wind folgendermaassen geopfert: Im Möllthal wird nach Ankunft der Häzächer (Heuzieher) ein Büschchen Heu in die Luft geworfen und dabei gesprochen: „*Dô hoat der Wint sein Tâl*, ear läss uns s'andre mit Glück und Häl" (Da hat der Wind sein Theil, er lass uns das andere mit Glück und Heil).[2]) In Siebenbürgen bieten die Kinder in ihren Reimen dem Käfer an, wenn die Dämonen kommen, das Land der Elbe (Engel Land) verschlossen wird, so dass er nicht mehr hineinkommt, ihn in den Stall zu locken, ihm Milch und *Brod* vorzusetzen. Diese Gabe ist ein Opfer, dem Boten der Holda dargebracht. In der Schweiz sagt man:

Cheferli, Cheferli flüg us,
I getter Milech ond Brocka u. s. w.

Ähnliches singt man anderwärts.

Gradeso setzt man den Elben eine Schüssel mit Milch, den Heimchen, d. i. Mären in Berthas Gefolge, einen Tisch mit Speisen hin; auf Island deckt man den am Julabend umziehenden Alfen ebenso die Tafel. [3])

Holda ist ursprünglich eine milde hehre Göttin, die sorgsame Lenkerin grossen Haus- und Hofwesens. Sie führt die Oberaufsicht über den Feldbau. Holdas jährlicher *Umzug*, der wie bei Herke und Berhta auf Weihnachten in die sogen. Zwölften verlegt wird, wo es nicht recht geheuer ist, bringt dem Lande *Fruchtbarkeit*.[4]) Dann fühlt die ganze Natur die Götternähe: die Apfelbäume blühen und tragen Früchte, Wasser wandelt sich in Wein; es ist Jubel in der ganzen Natur, sogar das Vieh nimmt an der Freude Theil, liegt in den Ställen auf den Knieen und betet oder es steht ehrfurchtsvoll bis der Umzug vorüber ist. In dieser Nacht ändert die Sonne ihren Lauf und macht zwei Freudensprünge. [5]) Diese Umfahrt machte Holda, wie man bei Göttinnen so oft begegnet, auf einem mit *zwei Ochsen* bespannten Wagen.[6]) Holda und Bertha begünstigen Ackerbau und Schifffahrt

[1]) Meier, Sagen, 138.

[2]) Wolf, Zeitschrift, IV. 300.

[3]) Mannhardt a. a. O., 355.

[4]) Grimm, Myth., 246; Wolf, Beitr., II, 164. Wo sie in ihren Umzügen durchs Land naht, ist den Feldern Segen für das künftige Jahr gewiss. Simrock, Myth., 410. Der Umzug der Holda mit den 11,000 Elben fällt in den Herbst, wo die Natur das Leben gleichsam verliert, wo dies sich zurückzieht und die Sonne immer matter scheint. So sammeln sich dann die alles belebenden Elben und gehen im grossen Zuge in ihre himmlischen Wohnungen zurück. Wolf, Beitr., II, 259. In Thüringen geht man um Mitternacht zu den Bäumen und schüttelt sie, wobei man ihnen zuruft: Bäumchen, schlaf nicht, Frau Holla kommt! Wolf, Beitr., II, 126.

[5]) Wolf, Beitr., II, 124—126.

[6]) Wolf, Beitr., I, 169. Hiermit hängt eng zusammen ein Gebrauch, worüber Grimm, Myth. 237—243: Etwa um das Jahr 1133 wurde in einem Walde bei Inda (in Ripuarien) ein *Schiff* gezimmert, unten mit Rädern versehen und durch vorgespannte Menschen zuerst nach Achen und so weiter *im Land herumgezogen*, überall unter grossem Zulauf und Geleite des Volks. Wo es anhielt, war *Freudengeschrei, Jubelsang und Tanz um das Schiff herum* bis in die späte Nacht. Dieses Schiff ist für den *Wagen* der Göttin zu halten, die den Sterblichen Fruchtbarkeit zuführte. Es sind Spuren vorhanden, dass auch anderwärts in Deutschland solche Schiffe umhergezogen wurden, namentlich in Schwaben. Ein Ulmer Rathsprotokoll vom Nikolausabend 1530 enthält das Verbot: „Item es soll sich niemand mer weder tags

Digitized by Google

unter den Menschen; ein *Pflug*, von dem Goldspäne abfallen, ist ihr heiliges Geräth. Auf ihren Umzügen beobachten sie den Haushalt der Menschen, besonders das Spinnen und Weben. Sie kehren mit ihrem Gefolge in die Häuser ein, und Speise und Trank, als Opfer ihnen hingestellt, erwartet sie dort. [1])

Umzüge wie in unserem Amecht kommen häufig in deutschen Bräuchen vor. Am Donnerstag vor Fastnacht versteigern in der Eifel die Weiber den schönsten Baum des Waldes und kaufen für das Geld ein Fässchen Wein. Dieses wird auf *einem von Kühen gezogenen Wagen unter allerlei Muthwillen durchs Dorf* geführt; dann wird bis spät in die Nacht getrunken. [2])

Holda ist die Förderin der Feldarbeiten, [3]) gibt Sonnenschein, Wind und Regen, [4]) hat die Obhut über das Ackergeräth und das Rindvieh [5]) und treibt die Wolken als ihre Kühe aus. [6]) Als der Göttin der Fruchtbarkeit wird ihr auch bei der Ernte ein Dankopfer gebracht. Auf nachstehende Weise wird im Luxemburgischen noch heute das Erntefest begangen. Der Schnitter oder die Schnitterin, welche auf dem letzten Acker die letzte Handvoll Getreide der Ernte abschneidet, dreht die Halme zu einem Wisch zusammen, woran von Blumen Kopf und Schweif gefügt wird, und die so entstandene Gestalt nennt man *Hahn*. Ans Ende der Ernte kommen, heisst *den Hahn fangen*. Auf einer Stange hoch oben auf dem Wagen, welcher die letzten Garben der Ernte heimbringt, wird der Hahn dem Hausherrn zugefahren. Darauf wird die Ernte mit Schmausen, Trinken, Singen und Tanzen auf der Tenne geschlossen.

Wenn in niederdeutschen Gegenden die Hausleute den Roggen mähen, lassen sie etliche Halme stehen, binden Blumen dazwischen und nach vollendeter Arbeit sammeln sie sich um die stehen gebliebenen Büschel, fassen die Roggenähren an und heben dreimal an zu rufen:

Fru Gaue, haltet ju Fauer,
Düt Jar up den Wagen,
Dat ander Jar up de Kare!

So rief man in der Umgegend von Hameln dem Schnitter, der beim Binden eine Garbe überging, spottweis zu: Scholl düt dei Gaue Frue oder de Fru Gauen hebben? Der stehen gelassene Büschel Ähren heist *Vergódendêlsstrüss* (Frau Godentheilsstrauss). [7]) Den drei Jungfrauen, die mit

---

noch nachts verbuzen, verkleiden, noch einig fassnachtkleider anziehen, auch sich des herumfarens des pflugs und mit den schiffen enthalten, bei straf 1 gulden." Grimm führt noch Beispiele von der Gewohnheit des *Pflugumziehens* an, die ursprünglich zu Ehren der Gottheit geschah, von welcher man fruchtbares Jahr und Gedeihen der Aussaat erwartete. Vgl. Simrock, Myth., 410.

[1]) Wolf, Beitr., II, 165.

[2]) Wolf, Zeitschr., I, 89.

[3]) Vgl. Mannhardt a. a. O., 471 fg., wo es u. a. heisst: Perahta ackert und pflügt mit ihrem Pfluge unter der Erde, wenn die Menschen oben pflügen und ackern; sie streut, wenn der Landmann seine Felder besät, den besten Samen zugleich mit aus. Auf ihr Gebot müssen die Heimchen die Felder und Fluren der Menschen bewässern, u. s. w. Von Frau Holda heisst es in Franken, dass sie frommen Mädchen bei der Feldarbeit hilft. Dasselbe gilt in Tirol von Frau Holda und den Säligen Fräulein, ihren Begleiterinnen. Vgl. auch Wolf, Beitr., II, 87.

[4]) Vgl. Mannhardt a. a. O., 259, 260, 266, 269, 379.

[5]) Vgl. Wolf, Beitr., I, 173; Simrock, Myth., 510.

[6]) Vgl. Mannhardt a. a. O., 259, 394.

[7]) Grimm, Myth., 231; Simrock, Myth., 410, 520; Wolf, Beitr., I, 176.

Digitized by Google

Holda in enger Verbindung stehen, wurden bei der Ernte *drei Kornähren* als Opfer auf das Feld hingelegt.[1]) Auch bringt man der Göttin *Korn, Wachs* und *Flachs* zum Opfer,[2]) die als Vorsteherin des Feldbaues namentlich für Flachs und Spinnen eine besondere Sorge hat. In Baiern und Hessen bleibt beim Kornschnitt ein letzter Rest der Frucht auf dem Halme stehen und man nennt dies Ernteopfer den Aswald, den Vogelzehnten, das Glückskorn, den Halmbock. Die Korngabe ist allgemeines Erntesymbol.[3]) Im Odenwald wird von der zuerst heimgefahrenen Frucht eine Garbe gewählt, und Nachts zwölf Uhr den Engeln im Himmel zur Zehrung aus der Scheune geworfen. Diese Garbe heisst der *Erntesegen*.[4]) Im Möllthal (Kärnthen) schenkt man der Berchta Speck, Würste, Mehl u. s. w. Am Vorabend des hl. Dreikönigtages wird Brod und Milchspeise ausgesetzt; wenn sie kommt und davon isst, so wird ein gutes Jahr. In Vordernberg (Steiermark) setzt man Milch und Brod für die Berschtl in das Vorhaus; am Morgen ist alles verschwunden.[5]) Nach Martin von Amberg lassen die Leute der Percht (Pérahta) an der Perchtnacht Essen oder Trinken stehen, d. h. sie opfern förmlich Speise.[6]) Hiermit ist zusammenzuhalten, was oben über das Füttern des Sturmwindes mit *Brod* gesagt worden; dies Brod, das der Woennebréder erhält, wird ursprünglich der Göttin der Ernte zum Opfer gebracht.[7]) Es liegt nun nahe, dass man bei diesem und ähnlichen Opfern das Korn zu Backwerk bereitete und die Götter selbst und die ihnen geheiligten Thiere in Teig nachbildete. Unsere „Gebäcksmännecher“ (unter denen auch Thiergestalten, wie Hase, Hahn, vorkommen) sind Ueberbleibsel dieses heidnischen Brauches.[8]) Das Beschenken mit Backwerk, das hier am St. Nikolaustage üblich ist, lehnt sich aus diesem und anderen Gründen an Holda.[9])

Ein deutschheidnischer Zug wird uns im Amecht geboten, indem jeder, der etwas von den Freimännern, die um den Kreis gingen, annahm, eintreten musste und unehrlich war. Der Kreis, die Urgestalt des deutschen Gerichtes, findet sich auch in den deutschen Sagen, sowie das Verbot, etwas zu geben oder zu nehmen, hundertmal in den Hexensagen vorkommt.[10])

---

[1]) Mannhardt a. a. O., 641.

[2]) Wolf, Beitr., I, 177.

[3]) Rochholz, deutscher Glaube und Brauch, I, 314.

[4]) Wolf, Beitr., II, 427, deutet die Engel des Himmels auf die Vögel, was allerdings spätere Auffassung des Volkes sein mag; nach Mannhardt a. a. O., 643. Anm. 4. sind hier die Elben, als deren Königin Holda erscheint, zu verstehen.

[5]) Vgl. Wolf, Zeitschr., IV, 299 fg.

[6]) Grimm, Myth., 256.

[7]) Bevor Abt Odilo von Clugny zu Ende des eilften Jahrhunderts an dieses Kirchenfest (Allerseelenfest) gedacht und dann Papst Johannes XVI. dasselbe auf den 2. November festgesetzt hatte, feierten die Heiden um eben diese Zeit Novembers das Fest zugleich des scheidenden Sommers und der mit denselben hingeschiedenen Seelen. Da zog alsdann das *grosse Heer der Todten* um, wurde von dem zum Opfer versammelten Volke begrüsst und mit *frisch aufgestellten Speisen* zur Weiterreise gestärkt; oder es wurden auch statt der Todten, die keine Wegzehrung mehr begehrten, ihre Stellvertreter, die *Armen* und Siechen, mit Trank und Speise erquickt. Rochholz, deutscher Glaube und Brauch. I, 309.

[8]) Vgl. Grimm, Myth., 45, 56.; Simrock, Myth., 520.

[9]) Dieses Backwerk sind Opferkuchen, welche von dem neuen Korne der Gottheit der Ernte als Dankopfer für den Segen des Feldes dargebracht wurden. Vgl. Wolf, Beitr., I, 50; Montanus, die deutschen Volksfeste, I, 56. Früher verkleideten sich am Weihnachtsabend die Wertheimer Mädchen in Frau Hulda, indem sie ein weisses Gewand anlegten und eine Krone von Goldpapier aufsetzten. Den guten Kindern brachten sie Weihnachtsbäume, während sie die bösen mit Ruthen straften. Wolf, Zeitschrift, IV, 19.

[10]) Vgl. Wolf, Beitr., II, 255.

Digitized by Google

In welcher Beziehung stand das Feuer mit der Göttin Holda, der das Dankopfer galt?

Die festlichen Feuer, deren heidnischer Ursprung unzweifelhaft ist,[1]) haben sich theilweis noch bis auf den heutigen Tag erhalten, so die Oster-, Johannis- und Martinsfeuer. Diese Opferfeuer, die ehemals in den deutschen Gauen zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedener Benennung brannten, galten den Wesen, die als Feuer- und Wettergottheiten über Fruchtbarkeit und Gedeihen in Feld und Stall geboten.[2]) Im Amecht haben wir es mit dem Dankfeuer des Martins- und Michaelstages zu thun, das der Göttin des Ackerbaues nach glücklich eingebrachter Ernte flammte. „Das Erntefest, sagt Montanus,[3]) war früher eines der Hauptfeste des Jahres und bei reichem Getreidesegen wol das freudigste. Die Erntefeste wurden im christlichen Mittelalter mit den Kirchweihfesten, Kirmessen, verbunden, vieler Ausschweifungen halber aber durch bischöfliche und weltliche Gebote wieder davon getrennt und die Kirchweihe in eine andere Jahreszeit verlegt. Viele Erntefestgebräuche, namentlich das *Erntefeuer* oder Hervestfeuer, welches man nach der Weise des Jokannisfeuers mit gewissem Ritus anlegte, anzündete und umtanzte, wurde bei den härtesten Strafen als heidnischer Unfug verboten. Namentlich wird *das Werfen der Getreidekörner und Fruchtgarben in diese Feuer*,[4]) und das Fruchtstreuen unter den Kornbarm verbotweise erwähnt. — In Franken blieben die Arndtfeuer unter dem Namen Drieschlag und Schnittlag (d. h. Schnittergelag) bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts übrig.“[5]) Auch hierlands wurden am Abend vor Martinus bis in die letzten Zeiten die Martinsfeuer angezündet, indem ein Baum eingepflanzt, mit brennbaren Stoffen umgeben und in Brand gesteckt ward. Um den Baum wurde gebetet, gesungen und getanzt.

Wolf wies in seinen Beiträgen zur deut. Myth., II, 70—80, nach, dass Thunar der *Saat* Gedeihen spendete. Sein heiliges *Osterfeuer*, in welches die rothen Eichhörnchen gejagt oder geworfen wurden, brannte auf *Getreidefeldern*, um diese *fruchtbar* zu machen, und wenn das Korn seinen reichen Ernteertrag gespendet hatte, liess man den *Böcken* des Gottes in mehreren Gegenden zum Dank die *letzte* Garbe, in Süddeutschland *Halmbock*, *Habergeiss*, in Niedersachsen *Bocksthorn* genannt, stehen.[6]) Wir haben oben das Stehenlassen von Büscheln zu Ehren der Frau Holda gesehen und werden unten beim Verbrennen des Strohmannes darauf zurückkommen müssen. Da es überhaupt zwischen Thunar und Holda viele Berührungspunkte gibt,[7]) und neben der männlichen die

[1]) Vgl. Simrock, Myth., 555.

[2]) Vgl. über diese Feuer und ihre Bedeutung Wolf, Beitr., II, 395.

[3]) Die deutschen Volksfeste, Volksbräuche u. s. w., 1854, I, 42.

[4]) Also, wie oben gezeigt, Opfergaben zu Ehren der Holda.

[5]) Der schöne Gebrauch, am Weihnachtsfeste einen Baum mit Lichtern und Gaben zu schmücken, ist ein Überrest dieser Opferbräuche und ist unserem Brauch, die Kinder am Nikolaustag zu beschenken, nahe verwandt. Die Kirche in ihrer weisen Handlungsweise hat die Feste der Heiden allmälig in christliche verwandelt. Vgl. Montanus a. a. O., I, 13.

[6]) Mannhardt a. a. O., 137.

[7]) Vgl. u. a. Mannhardt a. a. O., 266, 267, wo sich zwei goldene Böcke in Holdas Wohnhaus befinden, 287, 293, wo Holda als Sonne gefasst wird, und 341, wo der Schlüssel in den Sagen von der weissen Frau der *Bütz* ist. Wolf, Ztschr., II, 97: So viel wenigstens glaube ich gezeigt zu haben, dass der Dienst unserer alten Göttinnen fast überall und ungezwungen auf die Erdenmutter (Holda) bezogen werden kann, und beinahe durchweg mit dem Thunardienste in Verbindung gedacht werden muss. Vgl. weiter ebendas., II, 91 fg.

Digitized by Google

weibliche Bezeichnung sehr häufig ist;[1]) da ferner für den Thunarkultus hierlands wenige Zeugnisse sind, und der ganze Zusammenhang im Amecht auf Holda hinweist: so darf man mit Sicherheit schliessen, dass ihr als der Göttin der Ernte diese Feuer emporloderten.

Was das *Zusammentragen der sieben Feuer in eins* betrifft, das sicher echt mythische Begründung hat, so habe ich ähnliche Bräuche nicht finden können.

Bemerkenswerth sind noch *Katze*, *Korb* und *Baum*. Die *Katze* bietet, wie die Göttin Holda, in den deutschen Mythen eine zweifache Seite, eine Licht- und eine Schattenseite. Wir finden die Katze als Pförtnerin, als Dienerin der Thierkönigin genannt; Kobolde und Zwerge, über die Holda-Freyja zu herrschen scheint, treten in Katzengestalt auf; Teufel und Hexen reiten auf Katzen.[2]) Über den *Korb* bei den Martinsfeuern theilt Wolf näheres mit. In dem Martinslied aus Iserlohn heisst es: dat *Kuörweeken* maut *verbrannt* werden. Ein anderes Lied beginnt:

O Marten, Marten,
der *Korb* muss *verbrennet* sein.

Der *Korb* scheint bei dem Feuer eine Hauptrolle gespielt zu haben, wie beim Johannisfeuer in Paris der Korb, in dem *die zu verbrennenden Katzen eingesperrt waren*.[3]) Auch in unserem Flecken Mersch ward am Martinstag ein Korb verbrannt, worüber weiter unten.

Der Baum, der in unserem Brauch über der Strohhütte hervorragte, mag wol die der Holda, Perahta heilige Linde gewesen sein oder doch bedeutet haben.[4]) Wolf berichtet sogar von einer *Katzenlinde*, um welche die Hexen in Katzengestalt herumtanzten.[5])

Die Amechtsbrüder traten bis zum Herbst, der Kirmeszeit, gewöhnlich an den Samstagen zusammen; nun ist aber unzweifelhaft, dass dieser Tag der Göttin Holda geheiligt war. In einigen Gegenden Mitteldeutschlands heisst der Samstag noch *Hollentag*, *Frauen-Hullentag*.[6])

Das Amecht wurde zu Anfang des Herbstes „ausgeritten“; sogar noch, als des Unfugs wegen die Kirmes vorgerückt worden sein mochte, fand zwar die Hauptfeier am Kirmestag, der Schluss aber erst zu Herbst statt.[7]) Bis dahin traten die Amechtsbrüder in die Rechte der Göttin, deren Fest sie begingen, indem die Borscht die Obhut über die Felder hatte und Feld- und Waldfrevel ahndete. Auch Holda tritt oft strafend in deutschen Sagen auf.

Mit dem Martinsfeuer und den Opferfeuern überhaupt war immer ein *Festmahl* verbunden. So schloss auch das Amecht mit Lustbarkeit, Tanz und Wein. Hier anzuziehen ist ein alter luxem-

[1]) Wie dem Sohne (Thunar), so werden diese Feuer (Osterfeuer) auch der Mutter gegolten haben. Das Fest der vom Winterschlafe erstandenen Erde musste sich um so leichter erhalten, da es vergeistigt in der Vorstellung des christlichen Osterfestes eine Stütze fand. Wolff, Zeitschr., I, 392.

[2]) Wolf, Beitr., II, 419.

[3]) Wolf, Beitr., I, 43.

[4]) Vgl. Wolf, Beitr., I, 168 fg. Auf den Baum kommen wir unten zurück.

[5]) Wolf, Beitr., I, 169.

[6]) Vgl. Rochholz a. a. O., II, 56 fg.

[7]) Noch heute wird in den Bauerndörfern westlich vom Oberharze die Kirmes als Erntefest gefeiert. Wolf, Zeitschr., I, 82.

Digitized by Google

burger Brauch, dass am Martinsabend die *Martinsgans* beim Schmause verzehrt wurde, wobei der Wein nicht fehlen durfte.[1]) Feuer und Schmaus sind unzweifelhafte Reste deutschheidnischen Brauchs.

Aus allem geht unzweifelhaft hervor, dass das Amecht ein Erntedankfest zu Ehren der deutschen Ceres, unserer Holda ist. Das Auftreten von Personen, wie der Müller, der Birnenschmecker, der Wœnnebréder, der Thauschüttler, der Umzug mit dem neunrädrigen Wagen, mit Ochsen und Kühen bespannt, die Gabe an Brod, das Thauabstreifen, das Windmachen, die sieben Feuer, Katze, Korb und Baum, die Belustigung am Schluss der Feier, die Bestrafung des Feldfrevels, das Versammeln an Samstagen, endlich das Ausreiten des Amechts zu Herbst, — all das gestattet keinen Zweifel.[2])

[1]) Vgl. Wolf, Beitr., I, 44 fg.

[2]) Rochholz in der angeführten Schrift „Deutscher Glaube und Brauch u. s. w." führt ähnliche Bräuche an. So heisst es Bd. I, 309: Beim Feste der Goldenen Messe zu Hildesheim, die zum Schlusse der sogen. Gemeinwoche 14 Tage nach Michaelis (29. September) begangen wurde, hatte das Hildesheimer Stift alle herbeigekommenen Gäste und Fremden nach altbestimmter Norm zu begasten. Aber das dabei allen gleichmässig Zukommende war ein obligates grosses Zweckbrod. Als der Klosterreformator Bruschius eben zur Zeit dieses Festes das Stift besuchte, erhielt er neben den übrigen satzungsmässigen Gerichten, dem bestimmten Quantum Tafelwein und den vorschriftlichen vier Schillingen Zehrgeld, ein weisses Weckenbrod von solchem Umfange vorgesetzt, dass nach seiner Versicherung alle damaligen Tischgenossen zusammen daran genug gehabt hätten. Eben dieses Fest der altsächsischen Gemeinwoche, die „hillige mênweke", welches in dreitägiger Dauer auf Ende Septembers fiel *und das Erntejahr mit Hohenfeuern, Opfern, Volksversammlung und Tänzen schloss*, ist uns durch Widukinds von Corvey Annalen als ein vorchristliches bestätigt. Jetzt noch fallen unsere Erntefeste vielfach auf Michaeli (29. September), also ziemlich auf die uns rer altdeutschen Jahreseinthoilung entsprechende gleiche Zeitscheide, und sind begleitet von landschaftlichen Kindcrumzügen, städtischen Festspielen und Ortsbräuchen, in denen sich der Wettkampf des Sommers und Winters scenisch ausdrückt. Denn mit der Bergung des Pfluges begann der altdeutsche Winters- und Neujahrsanfang. Seit nun nach Julianischem Kalender der Winterbeginn auf Martini, 11. November, gerückt wurde, sind auf diesen Termin auch unsere Schnitter- und Drescherschmäuse, Herbstgerichte und Zinstage mit hinausgerückt, und Martini schliesst nun das Pacht- und Ackerjahr ab. Eben deshalb wiederholt jetzt dieser neuere Wintertermin das in dem früheren bereits vorhanden gewesene Erinnerungsfest für die im Laufe des landwirthschaftlichen Jahres Verstorbenen, nämlich das Opfer am Allerseelenfeste, welches nun am 2. November kirchlich begangen wird. Und seitdem das Sonnenjahr nun bei allen deutschen Volksstämmen gleichermaassen in Geltung ist, gelten nach ihrem übereinstimmenden Volksaberglauben die jetzige Neujahrsnacht, die Zeit der Zwölften sammt der skandinavischen Julnacht gleichermaassen wieder als die ehemaligen Farthnächte der Geister und Gespenster. Als eine gleiche in Oberdeutschland bestandene Uebung dieses alten Ernte- und Todtenopfers ist die berühmte Wurmlinger Mahlzeit in Schwaben anzusehen. Sie hat ehedem am Dienstag nach Allerseelen stattgefunden und wird jetzt im Oktober am Dienstag nach der Grossen Kirchweih daselbst gefeiert. Keiner dieser beiden Termine hat eine kirchliche Weihe für sich; ja auch von der jetzigen Grossen Kirchweih behauptet man zu Wurmlingen im Orte selbst, sie sei kein kirchliches, sondern ein ursprünglich heidnisches Fest.

Und S. 315: Noch gilt im jetzigen Kanton Thurgau der Gerstentag, ein von der Kinderwelt der ganzen Landschaft gemeindeweise begangenes Jugendfest. Er heisst ebenso allgemein auch der Erstag, denn an ihm wird jedes Schulkind des Landes auf Gemeindekosten ausgespeist. Im Städtchen Bischofszell nennt man ihn *Hohlestein-Tag* und begeht ihn folgendermaassen: Die Jugend versammelt sich am Osterdienstage im Schulhause und hält hier nach Vorschrift eine Zweckrede zum Fenster hinaus. Darauf zieht sie mit der Ortsgeistlichkeit processionsweise singend auf den Grubenplatz in der Vorstadt, wo man zum Gedächtnisse ausgestandener örtlicher Kriegsleiden ein Gebet spricht, alsdann weiter ins Nachbardörflein Hohlestein und in die umliegenden Höfe. Hier in der Nähe der Nagelfluhhöhle, die dem Dörflein den Namen gegeben hat, entzünden die Bauernjungen das Osterfeuer, schlagen die Feuerscheiben und verzehren dabei die auf diesen Tag gebackenen Schmalzküchlein. Dies soll, sagt man, zur Erinnerung an alte Kriegsläufe geschehen, bei denen Bischofszell verbrannt und die Bürgerschaft genöthigt worden sei, in dieser Höhle Zuflucht und Nahrung zu suchen. Dass diese geschichtliche Erklärung bei der Bevölkerung selbst nicht ausreichend ist, geht aus einer zweiten sogleich folgenden hervor; selbstredend aber bleibt hier besonders der Name des Festplatzes Hohlestein. Der *Frauen Holl Stein* zeigt sich urkundlich in Wertheimer Gerichts-Protokollen (Wolf, Hess. Sag. Nr. 12), ebenso sitzt im Walde bei Andreasberg Frau Holle weinend auf den drei Brodsteinen. Fröhle, Harzsagen, S. 135. Diese ihrem entschwundenen Gemahl untröstlich nachweinende Holle ist symbolisirt als die in der Sonne

Digitized by Google

Zudem scheint der Holdakultus, wie überhaupt in Mitteldeutschland, [1]) in unserem Lande sehr verbreitet gewesen zu sein. [2]) Nicht allein finden sich Spuren dieser Göttin in Ortsnamen, wie Huldingen, Hollerich, [3]) sondern auch lässt sich ihre Existenz durch unsere Sagen, unsere Kinderreime und unseren Aberglauben nachweisen.

Endlich enthält das Amecht einen ganz eigenthümlichen Zug. Es ist bekannt, dass die Göttinnen als Naturwesen sich auch auf die schädliche Seite neigen können, und dann fallen sie oft ganz mit den Dämonen zusammen. So sagt man in Henneberg: am obersten werde die *Hollefrau verbrannt*. [4]) Wie in den Festfeuern überhaupt vielfache Verwandtschaft sich vorfindet und manches auf das eine Feuer übertragen wurde, was ursprünglich einem anderen angehörte, so finden wir auch, ähnlich wie in unserem Amecht, in dem luxemburger Brauche des Burgfeuers, *Burgaup* genannt, das symbolische *Verbrennen der Hexe*. Am Abende des ersten Fastensonntags nämlich zündeten die Jünglinge jeder Gemeinde vormals ein hochflammendes Feuer zumeist auf der nächsten Anhöhe an, wozu sie Stroh und Holz von Haus zu Haus „heischen“ gingen. Dies geschah unter gewissen Cäremonien, auch tanzte man unter Gebet und Gesang um das Feuer. An einigen Orten gebraucht man zum Abbrennen der *Burgaup* einen hohen Baum, der ganz mit Stroh umwickelt wird; an der Spitze des Baumes bringt man einen mit brennbaren Stoffen gefüllten *Korb* an. Noch jetzt flammt die Burgaup an diesem Tage auf mancher Anhöhe. Den angezündeten *Strohhaufen* nannte man *Burg*, weshalb auch dieser Sonntag den Namen Burgsonntag erhalten. Dies nennt man an einigen Orten *die Hexe verbrennen*. Während die Burg brennt, gehen in einigen Gegenden die alten Männer auf die Höhen und beobachten, woher der Wind kommt. Dieser herrscht das ganze Jahr. [5]) Auch in der Eifel verbrennt man die Hexe bei solchen Feuern. Die Katze im Amecht findet so ihre volle Erklärung, da sie als die stete treue Begleiterin der Hexe erscheint. Wolf in seiner Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde berichtet über einen schönen Brauch, der vordem in Schwaben bestand, und wo ein *Strohmann* unter verschiedenen Cäremonien

---

wohnende Götterfrau Huld, im Bann des Wintersolstitiums gehalten und getrennt vom Geliebten, bis dieser, wenn die Sommersonne um Johanni den Solstitialpunkt wieder gewonnen hat, die Waberlohe durchreitet und mit einem heissen Kusse die Verzauberte aus ihrem Schlaf erweckt. Dann hält die Erlöste in Goldschuhen ihren Hochzeitstanz, wirft den zu Gaste geladenen Menschen die Hochzeitskuchen aus, man entzündet die verkündenden Osterfeuer und schleudert die brennenden Feuerräder und Holzscheiben an Schleuderstäben zu Thal. Daher heisst dieses Fest rings am Bodenseegelände auch der Funkentag. Der Thurgauer Esstag ist früher nicht zu Ostern, sondern auf Jakobi, 25. Juli, begangen worden.

[1]) Für Thüringen, Franken und Hessen stellt es Grimm, Myth., 263, fest.

[2]) An der Mosel erzählt man, Frau Holl habe ihren Namen daher, dass sie die Kinder hole. Mannhardt a. a. O., 267; Wolf, Zeitschr. f. d. M., I. 194.

[3]) Huldingen, Urk. von 771: Houlingen. Hollerich, Urk. v. 1235: Holdingen.

[4]) Mannhardt a. a. O., 727.

[5]) An einigen Orten gibt man als Zweck dieses Feuers an, man verbrenne die *Burg* auf der *Früchtgewän* (auf den Getreidefeldern), um *eine gute Kornernte zu erzielen*. Vgl. auch Wolf, Zeitschr., I, 89. An demselben Tage wird in einigen Gegenden Tirols derselbe Brauch begangen unter dem Namen *das Holepfannfeuer*. Bisweilen lässt man brennende Reisig- oder Strohbündel über die Saatfelder hinabrollen, was man in Alten das *Kornaufsecken* nennt. Vgl. ebend., I, 226 fg.

Digitized by Google

verbrannt wird. [1]) Ich erinnere hier auch an das *Todaustreiben*, wo der Winter, der Tod, in Gestalt einer *Strohpuppe* in den Bach geworfen wird. Wie im Luxemburgischen die Fastnacht begraben wurde, so geschah dies auch für die Kirmes. Auf einem alten Karren wird ein *Strohmann* unter Geschrei im Dorf herumgefahren und endlich an irgend einem abgelegenen Orte begraben oder *verbrannt.* [2]) In Spanien und Italien wird ebenfalls eine *Puppe*, die *alte Frau*, zu Mittfasten *verbrannt*, nachdem sie *mitten entzwei gesägt* ist. Das Zersägen der alten Frau findet sich auch in Kroatien und Krain und bei den Nordslaven. Sollte das Enthaupten des Strohmannes vor seiner Verbrennung im Amecht nicht in naher Beziehung mit diesem Zersägen stehen? Die schottischen Hochländer pflegen auf Weihnachten die *alte Frau ins Feuer zu werfen.* Dem ausgetragenen *Strohbild*, das am Ende verbrannt wird, sucht man häufig die Gestalt einer alten Frau zu geben. [3]) Am Rhein besteht der Brauch, dass einer der Knaben, die das Holz zum Martinsfeuer einsammeln, das *Martinsmännchen* heisst und sich Strohgewinde um Arme, Leib und Beine gewickelt hat. [4]) Den mythischen Brauch, Strohhalme oder Büschel bei der Ernte stehen zu lassen, habe ich oben erwähnt. In einigen Gegenden sprang man über diese mit bunten Bändern wie eine Puppe aufgeputzte Garbe, der auch wohl das Vesperbrod der zuletzt fertig gewordenen Schnitterin eingebunden ward. [5]) In Baiern wird nach der Mahd aus stehen gebliebenen und andern Ähren eine menschliche Figur gemacht, die man den Aswald nennt. Diese wird von den Mädchen mit Blumen geschmückt, dann

---

[1]) Der Johannistag war einst eine Zeit der Freude und des Vergnügens für die Rottenburger Jugend. Vom 14.—18. Jahre, ja noch drunter und drüber, feierte alles arm und reich. Unter Tags schaarten sich mehrere Haufen, je nach Alter, Verwandtschaft, Grösse oder Kleine meistens nach Kameradschaften abgetheilt zu einander und der Umzug begann. Zwei führten den Haufen an, der eine von diesen beiden hielt einen Degen in der Hand und ging ins Haus hinauf, mit ihm ein anderer mit einem Teller, über den ein weisses Tüchlein gedeckt war. Der mit dem Degen fing an:

St. Johann bin ich genannt,
Ich trag den Degen in meiner Hand;
Wer um den Degen streit (mit dem Degen),
Macht die allerbeste Bent.

Dann fing der mit dem Teller also an:

Wie, geant is (uns) an Thaler drei oder vier,
Könne mer trinkä Wein oder Bier!

War so den Tag über die Runde gemacht, dann ging's erst recht an mit der Nacht. Vor dem Hause eines von ihnen ward ein gewaltiger Trümmel (ein ziemlich dicker fester Prügel) eingeschlagen mitten auf dem Wege. Dann wird der Stotzen mit Stroh 2, 3mal umwickelt und ein *Strohmann* aus ihm gemacht, mit Kopf und Armen. Jetzt bekommt er ein herrliches Kleid von Blumen, wie man sie gerade zu selbiger Jahreszeit findet. So geziert umstehen ihn die Bursche jeder mit einem Degen, kaum den Augenblick erwartend, bis das Zeichen zum Einhauen gegeben wird und der einzelne seinen glühenden Heldenmuth zeigen kann. Auf einmal *steht der Strohmann in vollen Flammen* und jetzt wird's tüchtig von allen Seiten eingehauen. Nachdem so jeder der „Johannisbuben" sein Müthlein am armen Strohmann gekühlt, beginnt das *Gelage*, die Haupt-Johannisfeier. Um die erfochtenen Johanniskreuzer wird jetzt Bier und Wein, Käs und Wurst gekauft, auf demselben Platz Tische und Stühle aufgestellt, worn die ganze Nachbarschaft das ihrige thut. Alles, was nur mitthun will, kann mitthun, aber muss auch sein Krüglein Matisberg-Bantzen oder Nekarhalden Wein und ein Laib *Brod* mitbringen. So gibt's dann eine grosse Abendschmauserei, die bis weit in die Nacht hinein dauert und die an Raum eine ganze Gasse einnehmen konnte. Wolf, Zeitschr. f. deut. Myth., IV, 44.

[2]) Vgl. auch Simrock, Myth., 569.

[3]) Vgl. Grimm, Myth., 742.

[4]) Wolf, Beitr., I, 43.

[5]) Simrock, Myth. 569. Also auch hier eine Ernteopfergabe.

Digitized by Google

knieen alle im Kreise und beten, zum Schluss wird herumgetanzt.[1]) Hier ist an den Gebrauch zu erinnern, Strohwische noch heutzutage an Stangen auf Wiesen und Felder zu stecken, um sie zu hegen oder den Weg zu sperren.[2])

Holda wurde nämlich schon früh in eine dämonische Gestalt verkehrt und tritt so in mehreren Gegenden als buckeliges Mütterchen, als grauköpfige Alte mit langen Zähnen auf, und schon Luther vergleicht die Gott widerspenstige Natur mit der heidnischen Göttin, wie sie in Volksaufzügen auftrat: „hie tritt fraw Hulde herfür mit der *potznasen*, die natur und darf irem gott widerpellen und in lügen strafen, hengt umb sich iren alten *stroharnss* (Strohharnisch) hebt an und scharret daher mit irer geigen.“[3])

Äusserst merkwürdig ist folgender Brauch, der in unserem Flecken Mersch vielleicht noch heute besteht. Dort ladet man am Martinstag die Amtleute ein; auf dem Pflaster der Küche wird ein *Korb verbrannt*, über den die Hausfrau springen oder gehen muss. Darauf folgt der übliche Schmaus. Dies nennt man den *Sommer verbrennen*.

Das Verbrennen der Holda um die Herbstzeit lässt sie uns als Wintergottheit erscheinen, von der man glaubt, dass sie während der *sieben Wintermonate gefangen genommen, geraubt* sei. Im Frühling erscheint sie von neuem, weil dann die Winterdämonen, die sie bisher gefangen hielten, von ihr abzulassen gezwungen sind.[4]) Mannhardt hält sich zu dem höchst wahrscheinlichen Schluss berechtigt: Im Winter geht der Pflanzenreichthum ins Elbenreich und kehrt von hier im Frühling zurück.[5]) —

Grimm vermuthet, dass die grossen Volksversammlungen, die ungebotenen Gerichte oder Dinge, sich auf *heidnische Opferfeste* gründeten.[6]) Das Amecht kann diese Vermuthung nur unterstützen. Ohne Zweifel, sagt derselbe Schriftsteller,[7]) war feierliche Vollbringung der Rechtsgebräuche und Schlichtung der Rechtshändel im Heidenthum mit *Religionsgebräuchen* verbunden.

Von den drei ungebotenen Gerichten (Winter-, Sommer- und Herbstgericht) fiel das *Herbstgericht* meist in den September oder Oktober.[8]) Bei den Alamannen war es der *Samstag*, statt des Dienstags, an welchem das Gericht abgehalten wurde.[9]) Die alten Gerichte wurden nie anders als im *Freien* gehalten, und wenn auch auf Wiesen, Auen, im Wald, auf einer Anhöhe oder an einer Quelle, so bezeichneten doch *bestimmte Bäume* die Gerichtsstätte,[10]) am *häufigsten Linden*,[11]) weniger

[1]) Wolf, Beitr., II, 104.
[2]) Grimm, Rechtsalterthümer, 2. Ausg., S. 195.
[3]) Mannhardt a. a. O., 258. Vgl. Grimm, Myth., 247.
[4]) Vgl. Mannhardt a. a. O., 505, 727, 471.
[5]) Mannhardt a. a. O., 470. Vgl. ebend., 467—471.
[6]) RA., 821.
[7]) RA., 745.
[8]) Vgl. Grimm, RA., 824.
[9]) Vgl. Grimm, RA., 820.
[10]) Vgl. Grimm, RA., 794.
[11]) Im Scheffenweisthumb von Ouren heisst es: Furt ain weist der scheffen, wan die edell hern jemants auff den leib gefangen hetten, dass der scharffrichter daruber queme, und befindt sich in seiner missthatt dass er zum hochgericht verweist wurdt, so sall der scharpfrichter den levern zu Ohren *under die lindt* ain den steyll, u. s. w. Hardt lux. Weisthümer, 579. — Noch jetzt befindet sich in Dortmund die *Vehmlinde*.

Digitized by Google

häufig Eichen und seltener andere Bäume.[1]) Wir haben oben aus der Strohhütte den Baum hervorragen sehen; dass dieser Baum ursprünglich die Linde war, dürften wir anzunehmen berechtigt sein; denn die Linde ist der heilige Baum der Holda,[2]) der im Amecht das Erntedankopfer gefeiert wurde. Wie der Holda die Grenzen heilig waren, so werden auch ohne Zweifel die Gerichte, die unter ihrem heiligen Baum, dem Gerichtsbaum, abgehalten wurden, unter der Obhut dieser hehren Göttin gestanden haben.[3]) In jedem Dorfe in Sachsen, sagt Montanus,[4]) schon vor Karl dem Grossen, stand eine Linde, um welche das Volk zur Berathschlagung zusammenkam, wo Gericht gehalten und Volksfeste gefeiert wurden.

Der Kreis, der das ganze Amecht einschloss, ist die älteste und üblichste Gestalt der Gerichte;[5]) die Hegung und Sicherung gegen den Andrang der Menge ward, wie bei den alten deutschen Gerichten, nach der alterthümlichsten Weise, der nordischen, vorgenommen, indem Stäbe eingerammelt und Schnüre darum gezogen wurden.[6])

In Bezug auf diese gerichtliche Seite des Amechts müssen sich auch anderwärts in Deutschland ähnliche Überbleibsel des ungebotenen Dings erhalten haben. „Wie am Niederrhein, so treten im Siebenbürger Sachsenland die Knechte, d. i. die der Schule entwachsenen und konfirmirten Burschen, in eine organisirte Körperschaft zusammen, zu welcher auch die jahrgedingten Knechte, wenn sie gleich nicht aus demselben Orte sind, bei ordentlicher Aufführung gezogen werden. Diese Körperschaft heisst die Bruderschaft, ist eine uralte, ihrem Wesen nach kirchliche Einrichtung, und hat ihre genau begrenzte Gerichtsbarkeit unter selbstgewählten Beamten, welche das gesammte Leben der Brüder ausser dem Hause beaufsichtigen und entweder nach althergebrachtem Gewohnheitsrechte oder nach bestimmt formulirten Gesetzen (Bruderschaftsartikeln) an festgesetzten Gerichtstagen (zägong, Zugang) Streite schlichten, Recht sprechen und strafen."[7])

„So verschiedenen Gebietern die Orte an der oberen Haardt auch angehörten, erkannten sie im Haingeraidegebiet und dessen Angelegenheiten keine andere Oberherrlichkeit an als Kaiser und Reich und wiesen jede Einmischung des Landesherrn energisch zurück. Die Haingeraidebauern hielten das altgermanische Selfgovernement eifersüchtig und mit aller Kraft aufrecht. Aus ihrer Mitte wählten sie die Geraidevorstände, den Schultheiss, die Dorfmeister und Zugeordneten oder Geschworenen auf Lebenszeit; in ihren Händen lag die Regierungs- und Richtergewalt. Ein Geraideschreiber wurde beigegeben und jedes Jahr der Zentenberger (centenarius) gewählt, dem die exekutive Gewalt übertragen war und dem acht bis zwölf Knechte zur Seite standen. In einigen der unteren Geraiden hatte der Bischof von Speier als Landesherr das Wildrecht und Fischrecht, aber

[1]) Vgl. Grimm, RA., 795, 796, 797.

[2]) Vgl. Simrock, Myth., 413, 419; Wolf, Beitr., 168-170.

[3]) Simrock a. a. O., 419. In einem gerichtlichen Protokoll von 1749 kommt ein *Frauen Hullen Baum* in der Gemarkung Höhfeld, südöstlich von Wertheim, vor. Wolf, Zeitschr., IV, 19.

[4]) A. a. O., II, 155.

[5]) Grimm, RA., 809.

[6]) Grimm, RA., 809.

[7]) Schuller, zur Frage über die Herkunft der Sachsen in Siebenbürgen, recensirt in Menzels Literaturblatt, 1866, n° 2.

Digitized by Google

sonst durfte er sich nicht in Haingeraidesachen mischen. Beschwerden gegen die Gemeinden mussten vor den Geraidestuhl gebracht werden, „denn der Geraiden Recht und Herkommen ist, dass sie nicht schuldig seyn, an keinem End anders, dann uff der Geraidenmalstatt zu rechten, Redt und Antwort zu geben.“ — Apellirt wurde in früheren Zeiten nur an das kaiserliche Gaugericht auf dem Stahlbühl zu Lutramsforst. — Jeder Geraidegenoss konnte in der Geraide sich soviel Holz nehmen, als ihm beliebte; nur durfte er es nicht ausserhalb der Gemeinschaft verkaufen. Frevel aller Art wurden mit Geldbussen gerügt, am höchsten die Wegnahme von Pfändern aus den „Freihöfen“ und Gewaltthätigkeiten bei den öffentlichen Versammlungen. Nur auf den angelegten Waldbrand stand Todesstrafe, die im Darmausreissen und an den Baum Binden bestand, „das weiset die Geraid zu Recht“! In dieser Weise bestanden die Haingeraiden bis in die zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts.“ [1])

„In dem nordwestlichen Theile des Kirchspiels Ankum in der Provinz Hannover findet man noch ein Stück altdeutscher Freiheit. Alljährlich am ersten Donnerstag im Mai versammeln sich 116 freie Männer unter einer *Linde* zu Bockraden zur Berathung ihrer gemeinschaftlichen Gemeinde- und Markangelegenheiten. Man nennt diese Versammlung das *Hölting* der Dinninger Sette. Die übt die freie Verwaltung der eigenen Angelegenheiten durch den freigewählten Schriftführer als eigentlichen Leiter derselben und hat ihre selbstgewählten amtsseitig beeidigten Mark- und Wasserschau-Aufseher, die über Brücken, Wege und Gemeindegründe Aufsicht führen. Die Gemeindevorsteher haben diese in ihren Rechten und Pflichten durch Einziehung der Brüchtengelder zu unterstützen. Bei dieser Versammlung wird aus altdeutschem Kruge das Bier frei verabreicht und erhält jedes Erbe 1 bis 2 Thaler, in diesem Jahr 1 Thlr. 10 Sgr. Abwechselnd müssen drei Kolonen am Tage vorher *drei schwere Schwarzbrode liefern, welche an die Armen vertheilt werden.* Beim fröhlichen Methbecher werden dann die Markangelegenheiten berathen. U. s. w.“ [2])

Das „Ausreiten“ des Amechts fiel in den früheren Zeiten mit der Kirmesfeier zusammen. Nun ist aber unzweifelhaft, „dass der Ursprung derjenigen Volksfeste, die wir jetzt Kirmes nennen, in fernem Alterthum, in vorchristlicher Zeit zu suchen ist“.[3]) Es ist ganz natürlich, dass das Volk in seine Kirmesfeste die alten religiösen Erinnerungen und Bräuche hineinzog, die geeignet waren, das Fest zu erheben und die Freude zu vergrössern.[4])

So findet man noch heute allerwärts in Deutschland Überbleibsel alter Volksbräuche, die aus den alten Volksversammlungen entstanden sind. „Auch dramatische Aufzüge, sagt Montanus,[5]) und

[1]) Becker, die Pfalz und die Pfälzer, recensirt in Menzels Literaturblatt, 1838, Nr. 42.

[2]) Köln. Volkszeitung, 1871, Nr. 149, 2. Bl.

[3]) Montanus a. a. O., I, 57. „Klare Andeutungen dafür, fügt Montanus hinzu, finden sich unter andern in alten Gesetzstellen, z. B. in der constitutio des Frankenkönigs Dagobert „de mercatu ad fanum habendo“, in der Charta Childeberti regis Franc., dann in Ruinard Append. ad Greg. Turon. p. 1384; im Cäsarius von Heisterbach lib. VII. c. 39. Mabillon de dipl. lib. VI. p. 482 und 493, in der Vita sti Olai c. 69. Verelius hist. Goth. etc.“

[4]) Vgl. ebend.

[5]) Ebend., I, 7.

Digitized by Google

andere Volksfeste fanden früher in den Kirchen Statt. Zum Herrengedinge und zur Verkündigung von Gesetzen und Verordnungen wurden dieselben allgemein noch im vorigen Jahrhundert benutzt. Was aber von den Bräuchen der frühern Volksversammlungen als heidnisch aus der Kirche vor und nach verdrängt wurde, das erhielt sich doch im Volke noch lange Zeit fort. Die kräftigsten Bursche der Gemeinde blieben in gewissem Vereine für die Erhaltung solcher Volksbräuche thätig. Diese altehrwürdigen Jünglings-Vereine bestehen in einigen Gemeinden noch heute fort unter dem Namen der Junggesellenschaft, der Schützenbrüderschaft, der Reihjungen oder Gelagsjünglinge u. s. w., und diese haben dort noch immer die Leitung der Volksfeste und üben alle Obliegenheiten der altdeutschen Priesterschaft. Sie bewahren die Bräuche der Mainacht, Weihnacht, Pfingstnacht, der Schnuht und der Kirmes, der Martinsnacht und anderer Feste, wachen für Zucht und Sitte, spenden der jungfräulichen Tugend die Ehre des Maibaums und strafen die Zuchtlosigkeit mit der Schmach des Häckerlingstreuens und der Züchtigung der furchtbaren Tyrjagd. Sie wachen dafür, dass bei den Festen dem Alter die ihm gebührende Ehre erzeigt werde und treten jeder Anmassung des Übermuthes, jeder Zuchtlosigkeit entgegen.“

Digitized by Google

Digitized by Google

GENERAL LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA—BERKELEY
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

11Apr'55VLD

JUN'1 [illegible]

4MY'56KO

APR 2 0 1956 LD

LD 21-100m-1,'54(1887s16)476

Digitized by Google

M99513

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google